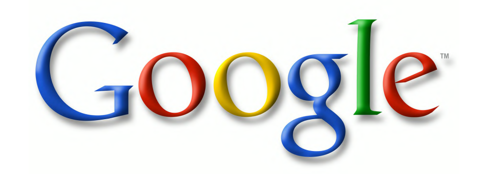






Mecklenburg's Volksſagen.

Geſammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer.

Mitglied des Vereins für mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde

Erſter Band.



Leipzig.

Verlag von Heinrich Hübner.

1857.



Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Vorwort.

So Manches, was die Geschichte nicht aufgezeichnet, erzählt uns die Sage, in jenem mystisch märchenhaften Dufte gehüllt, in jenem heimlich dunklen und doch so einfachen und religiösen Tone. Alles, was dieselbe erzählt, hat seine Tiefe, seine Moral; sie beweiset, daß das Schlechte bestraft, das Gute belohnt wird. Sie wirkt nicht schädlich oder wol gar entwürdigend, sondern belehrend und wohlthuend auf das Gemüth des Menschen. Sie beschützt und vertheidigt das Wahre und Edle; sie warnt vor dem Bösen und der Missethat. Sie erzählt von Gottes Güte, von Seiner Gerechtigkeit, aber auch von Seinem Zorne, der den Frevler gewiß trifft!

Alles Das, was sich nun von vaterländischen Volkssagen bis auf unsere Zeit erhielt, sich auf die jetzt lebende Generation fortpflanzte, zu sammeln, daraus nach und nach ein Ganzes zu bilden und es so dem etwanigen Untergange und Vergessen zu entreißen, ist meine Absicht und Bestreben.

In der Hoffnung und dem Vertrauen, daß dies mein Unternehmen Anklang und mithin die nöthige Theilnahme findet, habe ich frisch damit begonnen. Hat dasselbe auch wol nur für Mecklenburg specielles Interesse, so hoffe ich doch, daß es auch diejenigen im weiteren deutschen Vaterlande, die Sinn für Alterthum und Sagen haben, in Etwas interessiren werde.

Möchte nun das Lesen meiner Sammlung nicht allein eine einfache Unterhaltung gewähren, sondern auch zugleich für Manchen von sittlichem Nutzen sein. Ebenfalls würde es mich innig freuen, wenn ich hierdurch auch noch dazu beitragen könnte, bei diesem oder jenem der älteren Leser, alte liebe Erinnerungen wieder wach zu rufen und neu zu beleben. Denn Mancher derselben wird gewiß im Laufe der Fortsetzungen längst bekannte, wol schon in frühester Jugend und seitdem nicht mehr vernommene Sachen wiederhören, und damit zusammenhängend, an vergangene Zeiten und liebe, vielleicht zum Theil schon in Frieden ruhende Personen, die ihm zuerst hiervon sprachen — war's nun der alte freundliche Großpapa oder die alte fromme Großmama; waren's die theuren Eltern oder sonstige liebe Verwandte; oder war's die alte treue Wartefrau, die Amme, das Kindermädchen oder eins der Jugendgespielen — erinnert werden. Doch nicht allein dem in Mecklenburg, sondern auch dem fern von dort lebenden Landsmanne — der vielleicht auswärts eine neue Heimath gefunden und sich einen Herd gebaut, das traute Heimathland aber dennoch nicht vergessen hat, — möge dies Büchlein eine kleine Freude bereiten.

Indem ich nun schließlich hierdurch noch allen denjenigen, die mich bereits auf die entgegenkommendste und freundlichste Weise durch Ueberlieferung von Materialien und fertigen Arbeiten erfreuten, meinen herzlichsten Dank ausspreche, richte ich zugleich an sämmtliche Freunde meines Unternehmens, die etwa im Besitze dergleichen Sachen sein sollten, die freundliche und dringende Bitte, mich gütigst für die nachfolgenden Hefte meiner Sammlung recht kräftig zu unterstützen, damit es mir gelinge, mein Vorhaben möglichst vollständig, also so auszuführen, wie ich es beabsichtige*).

Leipzig, im Februar 1857.

Der Herausgeber.

*) Da ich für jetzt nicht bestimmen kann, wo ich mich zukünftig bleibend aufhalten werde, so bitte ich: etwaige geschätzte Beiträge, Materialien 2c. mir gütigst unter meiner Adresse nach Röbel in Mecklenburg zugehen zu lassen; auch das Kleinste ist mir lieb und erwünscht und wird dankbarst von mir angenommen.

Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes.

Erklärung der Titel-Vignette.

Zu Füßen und im Schatten der düstern, aber ewig jung und frischen Fichte, dem Baume des Nordens, sitzt die Sage; eine hohe, edle Gestalt. Das aufgelöste dunkle Haar, mit immer grünem Epheu bekränzt, flattert im Winde; den kräftig schönen Leib bedeckt ein langes weißes Gewand, antiken Schnittes; die Linke lehnt auf einem Schilde, die Wappen der unter mecklenburgischen Sceptern vereinigten, ehemals selbstständigen Fürsten- und Bisthümer, Graf- und Herrschaften, — das jetzt gebräuchliche großherzoglich mecklenburg-schwerinsche und strelitzsche Landeswappen, — zeigend; die Rechte streckt sich erzählend aus über einen Stein, mit der Inschrift „Old Mecklenborg". Denn davon, von der Vergangenheit des Vaterlandes, spricht sie zu uns die Sage; das deuten auch die zu ihren Füßen liegenden Ueberreste des Alterthums und Mittelalters an.

Zur Seite der Fichte erhebt sich über gestürzten und verwitterten heidnischen Götzenbildern ein mächtiges, aus Stein und Felsen gehauenes Kreuz. — Die finstern Zeiten des Heidenthums sind längst dahin; ihre Götzen, aus Holz und Thon geformt, sind zerstört und mit dem Moose der Vergessenheit bewachsen. Ein schöner, kräftiger Bau, das Kreuz,

das Zeichen des Christenthums, ist über ihren Trümmern aufgerichtet, und felsenfest, Sturm und Zeiten trotzend, die Welt beherrschend, steht er da, der aus einem Senfkorne emporgewachsene Baum! —

Und so erzählt uns denn die Sage — ihre Stimme, ihren Sang gleichsam vermischend mit dem melancholisch geisterhaften Rauschen der Fichte — von alten, vergangenen Zeiten und Geschlechtern, dabei unserem geistigen Auge deren Begebenheiten und Bilder vorführend. Und solche, die beiden Hauptepochen repräsentirend, denen sie ihre Mittheilungen entnommen, gewahren wir im Hintergrunde:

Zuerst, in weiter Ferne, das Alterthum, die graueste, heidnische Vorzeit. Unter hundertjährigen Eichen — diesem stets, bis auf den heutigen Tag heilig gehaltenen Zeichen und Stolze der deutschen Nation, diesem schönen Symbole deutscher Treue und Biederkeit, deutscher Kraft und Stärke — erblicken wir die Riesengestalten unserer Urahnen, die alten Obotriten und Wenden, bedeckt mit Thierfellen und mit Keulen und Steinschwertern bewaffnet. Auf der andern Seite aber, zu Seiten des Kreuzes, tritt uns das christliche Mittelalter in näherer Ferne entgegen. Dort sehen wir die Nachkommen der ersteren, die alten Ritter, hoch zu Roß, in Stahl und Eisen gekleidet, mit Schild und Lanze ausgerüstet, und hinter ihnen die festen Schlösser und Burgen damaliger Zeit.

Die dambecker Glocke im Thurme der neustädter St. Nicolai-Kirche zu Röbel.

Im Norden Deutschlands, im fruchtbaren Lande der Mecklenburger, am schönen und fischreichen Landsee die Müritz, liegt das bescheidene Städtchen Röbel, — mein Geburtsort, — mit seinen gegen 4000 Einwohnern, deren größter Theil auch noch heutiges Tages, wie früher seine Urväter, Ackerbau, Viehzucht und Fischerei treibt, und sich dadurch die nöthigen Mittel zu einer, im Allgemeinen recht guten und sorgenfreien Existenz erwirbt.

Sitten und Gebräuche der Einwohner des Städtchens haben sich, da dasselbe ziemlich isolirt liegt und nicht durch Schienenwege mit der großen Welt in Verbindung steht, bis jetzt einfach und schlicht erhalten, und ein biederer, ehrlicher Menschenschlag ist's auch noch heute, der die gute Stadt Röbel bewohnt.

Wie jedes Land, jede Stadt, ja jedes Dorf seine eigenthümlichen Trachten, Sitten und Gebräuche, oft aus uralter Zeit stammend, mehr oder weniger erhalten; wie jeder Ort seine Sagen, theils älteren, theils neueren Ursprungs, von Geschlecht zu Geschlecht auch auf die jetzt lebende Generation übertragen, so hat auch das kleine Röbel seine besonderen

Bräuche, seine Sagen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Von letzteren will ich dem freundlichen Leser vorläufig eine erzählen und damit zugleich meinen mecklenburgischen Sagenkreis eröffnen.

Von allen den Sagen meiner Vaterstadt, die ich schon als Kind fast alle zuerst durch den Mund meiner seligen Großmutter — einer alten, braven, frommen Frau, die mich so innig lieb hatte, die ich so wahrhaft hochverehrte, bei deren Andenken noch jetzt Thränen stiller Dankbarkeit und Rührung mein Auge füllen — hörte, ist mir besonders die von der dambecker Glocke lebhaft im Gedächtnisse geblieben. Es machte dieselbe einen so eigenthümlichen Eindruck auf mein jugendliches Gemüth, daß ich noch jetzt im Stande bin, sie fast ebenso wiederzugeben, wie sie mir mitgetheilt wurde. Obgleich schon lange her, so erinnere ich mich auch noch ebenfalls genau der Zeit, als ich sie zuerst hörte, genau noch des Ortes, wo dies geschah.

Es war an einem rauhen Dezemberabende, draußen heulte der Sturm und peitschte den Schnee gegen die mit Laden wohlverschlossenen Fenster, während ich drinnen weilte im traulichen Stübchen der jetzt Seligen, in der Nähe des warmen Ofens, worin ein lustiges Feuer prasselte und knitterte und die Stube mit ihren alten Meublen nur theilweise schwach beleuchtete; sie, die alte Frau, in ihrem alterthümlichen Lehnstuhle, ich zu ihren Füßen sitzend, fest mich an sie schmiegend und die eine ihrer lieben Hände mit den vielen alterlichen Falten und Runzeln in den meinen haltend, aufmerksam ihren Worten lauschend. Liebevoll mit der andern Hand den Lockenkopf ihres Enkelchens streichelnd, begann sie in folgendem Sinne etwa zu erzählen:

„Vor vielen, vielen Jahren, in den ersten Anfängen des

Christenthums, das nur langsam bis zum Norden Deutschlands vordrang und sich nur langsam dort Eingang verschaffte; wo die größte Zahl der Bewohner der jetzigen Großherzogthümer Mecklenburg, damals Königreiche der Obotriten und Wenden genannt, noch Heiden waren und in düstern Tempeln und Höhlen ihren Göttern grausige Opfer brachten, da war's, als sich auch in unserm Röbel eine Christengemeinde bildete. Dieselbe, anfänglich nur klein, zwar vielfach angefeindet und verfolgt, dennoch aber brüderlich und fest zusammenhaltend, Alles mit Christensinne tragend und duldend, wurde nach und nach immer größer und zahlreicher, ja konnte sich sogar später selbst ein eigenes Gotteshaus bauen, in welchem sie dem einzigen Gotte als Christen, nicht durch Blut- und Brandopfer, wie ihre heidnischen Mitbürger, sondern durch Demuth, Duldung und gegenseitige Liebe und Hingebung opferte.

Um diese Zeit traf die Nachricht ein, daß der kleinen christlichen Gemeinde zu Röbel, von liebender und wohlwollender Hand aus fernem Lande, eine Glocke geschenkt worden sei, und sich dieselbe bereits auf dem Wege nach dem Orte ihrer Bestimmung befinde. Schnell verbreitete sich diese Mähr durch die Stadt, innige Freude und Dankbarkeit bei den Christen, Wuth und Rache aber bei den heidnischen Bewohnern erregend. Den Heiden war es nämlich ein Greuel, wenn die Glocken der Christen, gleichsam über sie triumphirend, mit hehrem, hellem Klange weit und breit zu des einigen Gottes Lob und Preis ihre ehernen Zungen erschallen ließen, aller Welt verkündend, daß man hier dem Gotte der Christen diene, ihm hier eine Stätte errichtet habe. Obgleich auch bedeutend stärker an Zahl, ja wol um das Zehnfache den Christen überlegen, durften die Heiden es jetzt doch nicht mehr, wie noch kurz zuvor, wagen, öffentlich feindselig handelnd gegen ihre christlichen Mitbürger

aufzutreten; denn der Landesherr Pribislav*), letzter König der Obotriten und erster Fürst von Mecklenburg, hatte sich selbst taufen lassen, war ein Christ geworden und beschützte also seine glaubensgenossentlichen Unterthanen. Finsterer Zorn und Tücke erfüllte das gereizte Gemüth der Heiden, und sie alle schwuren, in ihrer Machtlosigkeit wenigstens im Geheimen, ewige Rache gegen die Christen zu üben.

Die Wahrheit scheut nicht das Licht, nur Bosheit und Lüge verbirgt sich in Nacht und Finsterniß! Hell und leuchtend stand das kleine Gotteshaus der Christen, Liebe, Duldung und Versöhnung Jedem, der sich ihm nahte, entgenwinkend; finster und dunkel die Tempel der Heiden da, Grausen und Entsetzen dem Nahenden aus ihren düstern Hallen entgegengrinsend.

Hinter Nacht und Dunkel verkroch sich also die Rache und Tücke der Heiden, und es gelangen leider nur zu gut ihre sündlichen Anschläge. Denn kurz vor Röbel glückte es den Teufelskünsten der heidnischen Zauberer, die Glocke der Christen in ihre Gewalt zu bekommen und dieselbe in die Tiefe des dreiviertel Meilen von Röbel entfernten sogenannten dambecker Sees zu versenken.

Wie aber bei allem Teufelsspuck und allen Anschlägen des Bösen dem Christenmenschen noch immer ein Ausweg offen bleibt, so auch hier; denn alle Jahre am Johannistage, Mittags von 12 bis 1 Uhr, war der die Glocke gefangen haltende Bann auf eine Stunde gelöset. Sie kam dann aus der Tiefe, hinauf an die Oberfläche des Sees und schwamm umher auf dessen

*) Woizlava, der Ueberlieferung nach eine norwegische Königstochter, — gest. 1172 — bekehrte ihren Gemahl, Pribislav II, zum Christenthume. Derselbe, gest. 1178, ließ sich 1166 feierlichst taufen.



klaren Wellen, weithin, traurig und melancholisch klagend, ihre Töne sendend.

Die Christen eilten dann sämmtlich hinaus an das Ufer des Sees, Alles versuchend und aufbietend, die Macht und Gewalt des Bösen zu brechen und die Glocke wieder in ihre Hände zu bekommen. Doch alle Gebete und Bitten, alle angewendeten Mittel waren umsonst. Mit dem Schlage Eins sank sie wieder hinab, hinab mit herzergreifenden Tönen in die schaurige Tiefe, wieder hinab in die Gewalt der bösen Mächte, um wiederum bis zum nächsten Johannistage darin zu verbleiben.

So hatte man sich denn viele Jahre hindurch vergeblich bemüht, die bezauberte Glocke zu erlösen. Besonders aber wurde von Seiten der reichen christlichen Bewohner der Stadt Alles aufgeboten, dieselbe wieder zu erlangen; wie sie denn auch schon eine neue, größere und schönere Kirche mit einem hohen Thurme zur Aufnahme der Glocke aus ihren Taschen erbaut hatten, so sparten sie auch für die Folge keine Mittel, kein Geld, immer noch hoffend, das Ziel ihrer Wünsche und Anstrengungen zu erreichen und dieselbe endlich doch den Krallen der Feinde zu entreißen. Auf's Neue wurde wiederum alles Erdenkliche versucht, alle möglichen Anstalten und Vorrichtungen getroffen, aber immer und immer umsonst; nichts half, nichts wollte glücken, und unverrichteter Sache, mit betrübtem Herzen kehrte jedesmal die auf die Glocke Jagd gemacht habende Christenschaar in die Stadt zurück.

Viele, viele Jahre war man nicht mehr hinausgegangen nach dem dambecker See, denn man hatte schon längst den Muth und die Hoffnung verloren, je den Zauber lösen zu können.

Da, es war wieder nach langer Zeit am Johannistage,

als kaum noch Jemand an die versenkte Glocke dachte, begab es sich, daß zwei kleine, in der warmen Mittagssonne am Ufer des dambecker Sees unschuldig und harmlos spielende Mädchen ihre Strümpfchen auszogen und heiter scherzend und singend, um hübsche Kiesel und Muscheln zu suchen, in das Wasser wateten. Während sie dort mit kindlicher Lust herumplätschern, rückt unbemerkt die zwölfte Stunde des Tages heran und mit ihr die Zeit, wo die in der Tiefe trauernde Glocke, auf eine Stunde des sie gefangen haltenden Teufelsbannes ledig, hinauf an die Oberfläche des Sees eilet.

Schön und herrlich läutend schaukelt sie sich auf sanft bewegten blauen Wellen, schwimmt sie umher im hellen Sonnenscheine und kommt auch so in die Nähe der noch immer im Wasser watenden Kinder. Das eine derselben möchte nun gern mit dem so himmlisch tönenden und so herrlich glänzenden Wesen, das sich so traulich und furchtlos ihnen nahte, spielen, es löset schnell sein Schürzchen ab und wirft es auf die gerade in seiner Nähe schaukelnde Glocke. Da plötzlich verstummt das Geläute, ruhig und still steht sie mit einem Male da, nicht weit vom Ufer des Sees; der Zauber war gebrochen!

Bald verbreitete sich diese frohe Kunde nach dem nahen Röbel; mit Blitzesschnelle durchfliegt sie die Stadt. Alles zweifelt an der Wahrheit; aber Alles, Jung und Alt, Männer und Frauen, Greise und Kinder, eilt doch hinaus an den See. Jeder will sich selbst überzeugen, will selbst sehen, ob sie wirklich wahr die Nachricht; ob es wirklich möglich, daß endlich Das gelungen, was so viele, viele Jahre trotz aller Mühe, trotz alles Nachsinnens, trotz aller Bitten und Gebete nicht zu erreichen gewesen. Und richtig, dem war so. Die Glocke stand, ihres Bannes ledig, am Ufer und schien der endlichen Abholung zu warten.

Die Reichen der christlichen Einwohner, die schon so viele Opfer gebracht, die schon so viel Geld vergeblich wegen Erlangung der Glocke verausgabt hatten, nahmen auch jetzt wieder eifrigst die Sache in die Hand. Sie beauftragten einen reichen Fuhrmann des Ortes, seinen neuen Wagen mit sechs der herrlichsten Rappen, echt mecklenburger Race, zu bespannen, und die Langersehnte für sie zur Stadt zu schaffen.

Oh schon damals, mein liebes Kind," sprach die alte Großmama betrübt, „schon damals verkannte man das Christenthum, wie es leider ja auch jetzt so häufig geschieht; schon damals glaubten also die Reichen besser vor Gott zu sein, als ihre ärmeren Glaubensgenossen, während doch die neue Lehre predigte, daß vor Gott Alles gleich, daß vor Ihm kein Ansehen der Person gelte! —

Der reiche Fuhrmann fuhr also mit seinem neuen Wagen, mit grünen Zweigen und bunten Bändern festlich geschmückt, davor die prächtigen, vor Muth und Kraft hell wiehernden Race-Pferde, im sausenden Galoppe hinaus zum Thore nach dem dambecker See.

Anfangs ging Alles gut; die Glocke war bereits aufgeladen und stand bekränzt auf dem Wagen und mit einem: „„All tau glieck, dei Klock sall gahn för dei Riek!""*) hieb der Fuhrmann in sündlich strafbarem Uebermuthe auf seine Rosse ein. Aber oh Wunder! wie Zwirnsfäden zerrissen die neuen Hanfstränge; der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Wie angeschmiedet stand er da, weder vor- noch rückwärts könnend. Neue, noch stärkere Stränge wurden geholt, noch mehr Pferde davor gespannt, aber Alles umsonst; die Stränge rissen wieder, der Wagen wich keiner Gewalt, er war und blieb unbeweglich fest.

*) All' zugleich, die Glocke soll gehen für die Reichen!

Durch die Menge drängte sich jetzt ein alter Mann; sein weniges Haar ist gebleicht, sein ärmlicher Anzug ist zwar reinlich, aber alt und geflickt. Es ist ein alter, sogenannter Ackerbürger Röbels, der sich und seine Familie durch die Bebauung einiger weniger Aecker, mit Hülfe seiner beiden magern Kühe, — die ihm nicht nur den täglichen Nothschilling verdienen helfen, sondern auch noch die nöthige Milch für Butter und Käse liefern müssen, — stets ehrlich und redlich ernährte. Der spricht zur Menge: „„Wer Gott vertraut, wer auf Ihn baut, den wird Er nicht verlassen! und so gestattet es mir denn, lieben Mitbürger, mit meinen Rindern, die, wie ich, alt und gebrechlich sind, einmal mit Gottes Hülfe den Versuch zu wagen; vielleicht gelingt es mir, die Glocke nach der Stadt zu schaffen!"" Lächelte auch der Fuhrherr, sowie mancher seiner Auftraggeber wol höhnisch, zuckte auch wol Mancher zweifelnd die Achseln, so gewährte man doch ruhig des Alten Bitte und ließ ihm seinen Willen.

Dieser holte nun schnell seine Kühe herbei und spannte sie vor den Wagen, auf den man die Glocke gehoben hatte. Dann entblößte er andächtig sein ehrwürdiges Haupt, fiel auf die Knie, gläubig aufblickend zum Himmel, stille und inbrünstig vor sich betend: „„Allmächtiger Gott stehe mir bei, hilf und laß Alles wohlgelingen! gepriesen sei Dein Name in Ewigkeit, Amen!"

Es war ein erhabener, ein rührender Anblick, der sich den Blicken der umstehenden Volksmenge jetzt darbot: auf dem schweren neuen Wagen des Reichen thronte, reich mit Blumen und Blättern geschmückt, die Glocke, vor demselben die beiden magern Kühe des alten armen Ackersmannes, zur Seite derselben er selbst, knieend, sein kahles, nur spärlich noch mit weißen Locken bedecktes Haupt entblößt und andächtig, mit Zuversicht und wahrem Gottvertrauen betend.

Und Alles wurde ergriffen ob dieser Scene; selbst dem reichen Fuhrherrn erstarben die Worte des Hohnes auf der Zunge, und auch er beugte sich ebenfalls, wie all die andern Spötter und Zweifler, demüthig vor Gott. Und sie alle die Umstehenden fielen auf die Knie, Gottes Beistand, Gottes Hülfe anrufend.

Tiefe, heilige Stille herrschte ringsum; deutlich hörte man das leise Murmeln der betenden Volksmenge, das leise Wogen der Wellen und das heimliche Säuseln der Blätter des nahen Waldes, die ein sanfter West bewegte. Alles fühlte das Großartige des Augenblicks, Alles ahndete die Nähe des Höchsten!

Zuerst erhob sich aus der betenden Christenschaar der alte Ackersmann. Getrosten Muthes, voller göttlicher Zuversicht, nahm er die Zügel seiner beiden, geduldig und wiederkäuend dastehenden Rinder in die Hand, — eine Stimme hatte ihm ja während seines stillen Gebets, und sie kam von Gott, zugeflüstert: „„Sei getrost, habe Hoffnung und Vertrauen!““ — Noch einen Blick nach Oben sendend und seine Thiere sanft antreibend, rief er laut: „„All tau glieck, dei Klock sall gahn för Arm u Riek!““*) und siehe da! federleicht bewegte sich der Wagen von der Stelle, schnell und ohne Mühe fuhr er dahin. Mit Freudengeschrei, unter Jubel und Dank zog das Volk zurück nach Röbel, in seiner Mitte den die Glocke fahrenden alten, frommen Ackerbürger.

Nicht lange und die Glocke hing in dem für sie erbauten Thurme. Und tiefgerührt stimmte das Christenvolk, bei dem ersten feierlichen Geläute derselben, lobsingend mit ein: „„Ehre sei Gott in der Höh', Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen!““

---

*) All' zugleich, die Glocke soll gehen für Arm und Reich!

Die alte gute Frau schwieg jetzt. Fromm hatte sie ihre Hände gefaltet und eine Thräne leuchtete aus ihren Augen; und auch ich faltete in kindlicher Einfalt still die kleinen Hände mit zum Gebet.

Ist auch das Kirchchen und der Thurm, worin ehemals die Glocke hing, nicht mehr vorhanden, entstand auch an deren Stelle ein größeres und schöneres Gotteshaus, die noch jetzt stehende „neustädter- oder St. Nicolai-Kirche", so ist doch noch die „bambecker Glocke" erhalten, und noch heute erzählt man sich die Legende vom armen Ackerbürger. Hoch im Thurme der neueren Kirche hängt sie und läßt noch heute ihre ernsten, feierlichen Töne weit und breit hin erschallen zum Lobe und Preise des Gottes der Christen, zur Erinnerung und zur Ehre für Arm und Reich! Denn schweigen bei dem Tode des Armen auch sonst die andern Glocken der Stadt alle, — indem vielleicht die Hinterbliebenen die Gebühr für das Läuten derselben nicht zahlen konnten, — so tönt doch — unbezahlt — auch ihm wenigstens zu seiner Erinnerung und Ehre, diese Glocke nach auf dem letzten Gange, auf dem Wege zur Stätte der ewigen Ruhe! — Geachtet und geehrt hat man also bis auf den heutigen Tag die Worte des armen, frommen Ackersmannes, bewahrheitet hat sich sein Wort: „Die Glocke soll gehen für Arm und Reich!"

„Worüber die Glocken gehen, das ist heilig!"

Volkssage aus Alt-Strelitz.

„Das schöne Wetter" — so erzählte mir eine befreundete, liebe Person — „hatte Schwester L... und mich vor die Hausthür gelockt; wir freuten uns recht innig des langentbehrten milden Sonnenscheins, denn schon seit geraumer Zeit war es immer gar unfreundliche und naßkalte Witterung gewesen. Heute war's dafür aber auch ein ganz herrlicher, ein prächtiger Tag! Die liebe Sonne schien so erquickend und warm; der Himmel, noch gestern so grau und trübe, wölbte sich so blau und klar über unsrer lieben Stadt; kein Lüftchen regte sich; gleich hohen, ungehindert in's Unendliche entschwindenden Säulen entstieg der Rauch den Schornsteinen der friedlichen Nachbarhäuser, und munter mit einander spielend und neckend, flatterten lustig die kleinen Spatzen auf der Straße und den Dächern umher. Die Natur schien gleichsam mit uns Menschenkindern den heutigen Sonntag feiern zu wollen, denn auch sie hatte sich ja wie wir geschmückt und ein Festkleid angelegt.

Daß noch Viele unsere Freude theilten, bewiesen die frohen Gesichter und lebhaften Unterhaltungen der Bewohner unserer Straße, welche in größeren und kleineren Gruppen vor den Thüren standen und saßen, um ebenfalls die erquickende, milde Luft einzuathmen. Auch unsere alte Nachbarin, Frau L....w, hatte ihr kleines Stübchen verlassen, und auch sie trat eben im einfachen Sonntagsputze, mit zufriedener Miene aus ihrer Wohnung auf die Straße. Dieselbe, eine biedere

Alte von etwa 60 Jahren, hat stets eine besonderes Interesse für unsere Familie an den Tag gelegt; schon seit Jahren geht sie fast täglich bei uns aus und ein, und hilft und arbeitet in unserm Hause, wenn wir weiterer Hülfe bedürfen. — Auf unser freundlich ihr zugerufenes „guten Tag!" kam sie sogleich zu uns herüber und begann in gewohnter treuherziger Weise über Dies und Jenes mit uns zu plaudern.

So mochte es etwa 4 Uhr Nachmittags geworden sein, als plötzlich das Läuten der Kirchenglocken das Nahen eines Leichenzugs ankündigte. Bald erschien auch derselbe. Feierlich und gemessen bewegte er sich durch unsere Straße, hinaus zum Brandenburger Thore, nach dem Friedhofe. Wie es hier in Alt-Strelitz fast immer noch gebräuchlich, eröffneten auch diesmal die Chorknaben den Zug, das schöne Lied: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben!"*) unter Leitung des Cantors singend. Dann folgte, von 12 Männern getragen, der mit einem schwarzen Todtentuche bedeckte und mit einem Cruzifix und Kranze geschmückte Sarg, und diesem schlossen sich die Leidtragenden mit dem Prediger, die sonstigen Angehörigen und Freunde des Verstorbenen an. — Gerührt hatte die alte Frau ihre Hände zusammengelegt, und stille und insichgekehrt sah sie gleich uns dem ernsten Schauspiele zu.

Als der Leichenzug schon lange unsern Augen entrückt, die Glocken aber noch immer forttönten, ließ ich zufällig die Aeußerung fallen, daß ich eigentlich das Geläute bei solchen Gelegenheiten nicht recht liebe. „„Oh Fräulein,"" versetzte darauf eifrig die Alte, „„und wenn ich auch das Letzte hingeben müßte,

*) Bekanntlich von Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gedichtet. — Geb. 1627 zu Haag, gest. 1667 zu Berlin.



so sollen doch bei meinem Tode und Begräbnisse gewiß die Glocken läuten, denn worüber die gehen, das ist heilig! Zum Beweise, daß dem wirklich so ist, will ich Ihnen doch gleich einmal eine Geschichte erzählen, die sich hier früher zugetragen hat.““ Schwesterchen und ich waren damit einverstanden, wir setzten uns alle Drei auf eine Bank vor unserem Hause, und Mutter L....w hub ungefähr also an:

„„„Wie Sie wol schon öfter gehört haben, stand in alten Zeiten vor dem brandenburger Thore ein Galgen. Vor vielen Jahren ist nun einmal in der Nacht ein alter hiesiger Fischer, Namens Eichholz, an demselben vorbei gekommen, gerade als noch der Körper eines Hingerichteten daran gehängt hat. Der alte Mann kam von dem Dorfe Thurow, wo er wol etwas mehr getrunken hatte, als ihm gut und dienlich war, und so kam es denn, daß er in seiner übermüthigen Laune, ohne weiter etwas Arges dabei zu denken, den im Winde Baumelnden spottend aufforderte, doch einmal herunter zu kommen und mit ihm Abendbrod zu essen. Kaum hatte der Fischer diese frevelhaften Worte ausgesprochen, da stieg auch schon das Gerippe von dem Galgen und kam zu seinem größten Entsetzen geradenwegs auf ihn zu. Schauerlich mit der dürren Hand drohend, sprach es dann mit hohler Stimme: „Bist Du morgen Nacht zwölf Uhr nicht pünktlich wieder hier, so hole ich Dich!“ und damit entfernte es sich wieder.

Halb todt vor Angst und Schrecken, mit klappernden Zähnen und über und über mit Schweiß bedeckt, kam der alte Fischer zu Hause an. Sofort eilte er in seiner großen Noth zu dem damaligen Prediger, beichtete selbigem Alles genau und ausführlich, und bat ihn flehentlich um seinen Rath und Beistand. Der Pastor, ein sonst sehr kluger und gelehrter Herr, sann viel hin und her; trotz alles Nachdenkens und Kopfbrechens

wußte er aber keine rechte Hülfe ausfindig zu machen und keinen andern Ausweg anzugeben, als daß Eichholz thun müsse, wie ihm der Erhängte geheißen; doch werde er selbst mitgehen und ihn zu retten versuchen.

Am andern Abende spät trat nun mit Zittern und Zagen der reumüthige Fischer seinen schweren Gang an. Der Pastor sowie noch einige Freunde begleiteten den Armen und hatten ihn zwischen sich in ihre Mitte genommen, und so schritten, unter dem Geläute der Kirchenglocken, ernst und schweigend die Männer durch die stille Nacht dahin. — Schon von ferne sahen sie im Mondenscheine den Galgen und darunter den Erhängten, wie er grinsend mit den Knochenfingern winkte.

Als die Wanderer dem Hochgerichte ziemlich nahe waren, machten sie Halt. Noch einmal fiel hier der Fischer mit dem Pastor auf die Knie und rief laut Gott um Seinen Schutz und Beistand an. Nachdem er nun auch noch das heilige Abendmahl empfangen hatte, gab er gestärkt und gekräftigt dem Pastor und jedem seiner Freunde die Hand zum Abschiede, und ging dann, seine Seele dem Allmächtigen empfehlend, gefaßt und ergeben, allein dem Gerippe entgegen. Doch als er dasselbe beinahe erreicht, winkte es ihm zurück und sprach: „Das Gebet und das heilige Abendmahl haben Dich nicht gerettet, wol aber die Glocken, denn worüber die gehen, das ist heilig; und so kehre denn wieder heim in Frieden, laß aber künftig die Todten in Ruhe!“ Darauf ist das Gerippe verschwunden und der alte Fischer unangefochten wieder mit seinen Begleitern nach Hause zurücke gekehrt.““

Mutter L. hatte ihre Geschichte beendet; die Kaffeezeit war längst da; sie mußte jetzt nur eilen, nach Hause zu kommen, denn schon kam ihr kleines pausbackiges Enkelchen, Lining, angehüpft, um zum Kaffeetrinken zu rufen. Kaum daß die Alte

uns noch Adieu sagen konnte, die Kleine hatte Großmutters Hand und Schürze bereits gefaßt und zog sie in kindlicher Ungeduld eiligst mit sich fort in das nahe elterliche Haus."

Beregter Galgen hat früher nicht weit von der Stadt, vor dem brandenburger Thore, auf einer kleinen Anhöhe gestanden. Noch bis vor kurzer Zeit waren Ueberreste davon vorhanden; seitdem aber die betreffende Stelle mit zum Chausseebau verwendet werden mußte, sind auch die letzten Spuren gänzlich verschwunden.

Der Kreuzstein bei Dassow und die ehemalige Martensmühle daselbst.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

In alten Zeiten waren die Wege nicht sicher wie jetzt; überall lauerten Räuber auf, welche den Reisenden, bei dem sie Schätze vermutheten, niederwarfen, ihn beraubten, und von Glück hatte der Beraubte zu sagen, wenn er mit dem Verlust seiner Güter sich seine Freiheit, sein Leben erkaufte, denn gar oft ward er in tiefe Keller geworfen, aus denen er sich nur durch großes Lösegeld befreien konnte, oder mußte auch sein Leben lassen. Besonders waren es die Kaufleute aus Lübeck,

auf welche die Schnapphähne lauerten, denn die brachten viel Gold und schöne Waaren in ihre siebenthürmige Stadt von ihren weiten Reisen zurück.

So zog denn auch einmal ein reisender Kaufmann über Dassow seiner Heimath zu; da wurde er auf der Straße von zwei Räubern angefallen, welche ihn beraubten und erschlugen. Weit umher war Niemand zu sehen, den er als Zeugen seiner Ermordung anrufen konnte, nur drei Kraniche zogen hoch in der Luft; nur diese konnte er zu Zeugen bestellen. Nach zehn Jahren kamen die Räuber wieder an diese Stelle, und sie erinnerten sich einander beim Anblick einiger daherziehender Kraniche an den begangenen Mord. Ein Mädchen, das ihre Worte gehört, ward ihre Angeberin; des Ermordeten Anverwandte wandten sich an den strengen Fürsten, der überall die Räuber verfolgte, sie wurden ergriffen, gestanden und starben eines schmählichen Todes. An die Stelle des Mordes aber ward ein Kreuzstein gesetzt, welcher noch steht und die Worte in lateinischer Sprache hat, die vielleicht des Getödteten letzter Gedanke gewesen: „Erbarme dich meiner, oh Gott!“

Nicht weit davon stand späterhin eine Mühle, von der aber jetzt kaum noch die Spur zu finden ist, die Martensmühle heißt noch die Stelle. Ein Müller hatte einen einzigen Sohn, der in die Fremde ging und lange hörten Vater und Mutter nichts von ihm. Diese aber vergaßen Gott und sein Gebot und mordeten die Fremden, die bei ihnen einkehrten und gossen ihnen geschmolzenes Blei in die Ohren und nahmen zu sich, was sie bei ihnen fanden. Von diesen Greuelthaten wußte der Sohn nichts, welcher nach Jahren, reich mit Schätzen beladen, zurückkehrte und seine Eltern überraschen wollte, als er des Abends ankam und ihnen nicht sagte, wer er sei. Sie erkannten ihn nicht und ermordeten ihn im Schlafe. Am andern

Morgen kam sein Freund, der nach Schlutup gegangen war, und wollte sich mit ihm des Wiedersehens zwischen Eltern und Sohn erfreuen. Ach die Unglücklichen, sie hatten den Sohn ermordet! ihr Jammer ließ sie die Unthat bekennen, sie erlitten die verdiente Strafe. Darum soll es auch dort gar nicht geheuer sein, und als einst spät Abends Vorbeifahrende ein Geplätscher im Wasser vernahmen und riefen: „Wat platscht dor denn so?" antwortete ihnen eine Stimme: „„Ick wasch den Möller den Dust ut de Hoor!""

Die Kette an der Kirchenthüre zu Wesenberg.

An der Kirchenthüre zu Wesenberg befindet sich ein Schmuck ganz eigener und seltener Art, eine recht geschickt gearbeitete und construirte Kette, die weder Anfang noch Ende zu haben scheint. Ueber den Ursprung derselben lebt im Munde des Volkes nachstehende Sage fort, die mir von meinem lieben Karl P., dessen Heimath das gute Wesenberg ist, mitgetheilt worden, und den ich deßhalb also selbst reden lasse:

„Vor langen Jahren wünschten die ehrsamen Bürger von Wesenberg ihre Kirche auf irgend eine besondere Weise zu verzieren. Zu diesem Zwecke wurde ein dortiger Schmiedemeister (Andere erzählen, daß es ein Schlossermeister war) beauftragt, eine lange stattliche Kette anzufertigen, die dann an der Kirchenthüre befestiget werden sollte.

Der Meister machte nun darauf eine derartige und zeigte sie dann, sich im Stillen selbst über das eigene Werk, das ihm so manchen Tropfen Schweiß gekostet hatte, freuend, der verehrlichen Ortsobrigkeit vor. Aber oh Schreck! man tadelt dieselbe nicht nur, sondern weiset sie sogar ganz zurück, mit dem Bedeuten, eine zweite, bessere zu arbeiten. Der arme verblüffte Mann geht, sich vor Verdruß in den Kopf kratzend, wieder nach Hause; läßt es sich aber dennoch nicht verdrießen, frisch bei einer neuen Kette zu beginnen. Endlich ist auch diese wieder fertig und triumphirend bringt er sie den Repräsentanten der Stadt. Aber was geschieht, auch diese wird getadelt, ist hier und da nicht gut genug ꝛc., kurz es heißt: ändere und mache sie besser! Noch einmal geht der bestürzte Schmied unermüdet an die Arbeit, bessert die hervorgehobenen Mackel und Mängel auf das Sorgfältigste aus, putzt sie auf das Sauberste und bringt sie nun zum dritten Male auf's Rathhaus, sich endlich des Sieges und des darauf folgenden Lohnes ganz gewiß glaubend. Doch die mäckligen Senatoren sind auch jetzt noch nicht damit zufrieden und befehlen, nochmals eine ganz andere zu machen. Das scheint unserm betrogenen Meister aber doch allzu toll; zornig wirft er den Herren die Kette vor die Füße, und fluchend ausrufend: „„So möge Euch der Teufel eine bessere machen!““ geht er davon.

Und oh Wunder! was er gesagt, geschah, sein Ausspruch ist erfüllt; denn als am andern Morgen die Wesenberger frisch erstehen, sehen sie mit Staunen und Grausen eine Kette, ohne Anfang und Ende, an der Thüre ihrer Kirche hängen, und sich bekreuzend raunt das Volk einander in die Ohren, daß sie der Teufel dort über Nacht befestiget habe.“

Wird dies auch heute noch von Vielen geglaubt, so giebt es doch auch schon lange Zweifler, die da annehmen und be-

haupten, daß der Schmied selbst derjenige war, der in der Nacht dies Wunder gethan und die Kette dort selbst, wo sie noch heutiges Tages sich befindet, befestiget habe.

Der eidbrüchige Handwerksbursche von Parchim.

1. Der Lehrbrief.

Freundlich schien die Mittagssonne durch das kleine Fenster einer dürftig ausgestatteten Dachkammer, in welcher wir einen bleichen jungen Mann beim Anzuge erblicken. Es war Fritz, Lehrbursche des wohlhabenden, aber harten und geizigen Bürgers und Schuhmachermeisters D. in Parchim — der auch zugleich die Würde eines Altermannes seiner dortigen Gewerksinnung bekleidete und sich auf Letzteres nicht wenig einbildete. — Ein Freudestrahl blitzte heute aus den sonst so trübe uud traurig blickenden Augen des Schuhmacherburschen; eine eigene, sonst nie an ihm wahrzunehmende Glückseligkeit war über sein ganzes Wesen ausgegossen, in allen seinen Zügen und Bewegungen ausgeprägt. Und gewiß, er hatte auch Ursache froh und glücklich zu sein, — eine schreckliche Zeit lag hinter ihm, — denn heute sollte er endlich nach überstandener fünfjähriger, harter und schwerer Lehrzeit zum Gesellen seines Gewerkes erklärt werden.

Früh schon hatte Fritz die Eltern verloren; zuerst raubte ihm der Tod die beste Mutter und bald darauf auch den

bravsten der Väter. Verlassen, vater- und mutterlos, eine Waise, stand er von jetzt an da, so ganz allein auf Gottes weiter Welt. — Sein Vater, ein biederer und guter Bürger der Stadt, hatte in früheren Jahren durch Krieg und Plünderung und sonstige Unklücksfälle oft und viel gelitten, trotzdem aber durch Fleiß und Geschicklichkeit immer hinreichend Brod für sich und die Seinen erworben und so kam es denn, daß, als der Tod denselben in den besten Jahren dahinraffte, er seinem geliebten Kinde kein Vermögen hinterlassen konnte, wol aber einen ehrlichen und rechtschaffenen Namen. Ja recht verlassen stand der arme Knabe da; besaß er auch wol im Orte einen alten reichen und kinderlosen Onkel, so war ihm dieser doch stets fremd geblieben. Derselbe hatte sich nie um Fritzens Eltern bekümmert, nie mit denselben verkehrt und Umgang gepflegt, denn er war ein gefühlloser und geiziger Mann und schämte sich seiner so rechtlichen, aber armen Verwandten. Natürlich war es also, als Fritz zuletzt schluchzend am Sarge des heißgeliebten Vaters stand, er seinen reichen Onkel kaum von Ansehen kannte; doch bald sollte er ihn näher kennen lernen. Der hochweise Rath erklärte nämlich den kinderlosen und vermögenden Mann für gesetzlich verpflichtet und verbunden, seinen verwaisten Neffen sofort zu sich zu nehmen, denselben bis zur Confirmation bei sich zu behalten und bis dahin für ihn zu sorgen. Trotz alles Protestirens wurde der reiche Geizhals gezwungen, sogleich den Befehlen hohen Rathes zu gehorchen und den Knaben zu sich in's Haus zu nehmen. Aber welch ein Leben begann hier für denselben; der Contrast gegen früher und jetzt war in der That ein zu schrecklicher. Die roheste und liebloseste Behandlung wurde ihm hier zu Theil, nie wurde ihm ein freundliches Wort oder Blick; stets nur gab es Schelte und Schläge, ohne sie verdient zu haben

und dabei karge, elende Kost und selten nur soviel davon, um satt zu werden. Wie oft wurde ihm von dem herzlosen Oheime vorgeworfen, daß er ein Betteljunge sei; wie oft mußte er die schändlichsten Verwünschungen und niedrigsten Anschuldigungen gegen seine seligen, so guten und braven Eltern — daß sie faul gewesen, nichts gespart hätten u. s. w. — hören, und zerriß es ihm auch das Herz, er mußte stets schweigen und Alles mit Geduld für sich allein tragen; denn ach, er hatte ja Niemanden, keine Seele, der er sein Leid klagen durfte und konnte. Als Fritz das 14. Jahr zurückgelegt und confirmirt worden war, kam er, wie wir schon gehört, bei dem Meister O. in die Lehre. Auch jetzt hatte er es um kein Haar besser wie bei dem Onkel; denn auch hier gab es kein gutes Wort, wenig und schlecht zu essen, viel Schelte, Schläge und Arbeit, und so war denn auch nun sein Leben während der schweren Lehrjahre, eine Kette von Angst und Leiden, — in ähnlicher Weise dahin geflossen. —

Eben hatte Fritz das letzte Stück seines neuen Anzuges — den er am Morgen erst vom Schneider bekommen und den er sich selbst so mühsam hatte anschaffen müssen, für den Ertrag der kleinen, jahrelang aufgesparten Trinkgelder, die er mitunter von den Kunden des Meisters, wenn er ihnen ein neues Stück Arbeit gebracht, erhalten, — mit Wohlgefallen angelegt und war schon im Begriffe, so angeputzt, sein Kämmerchen zu verlassen, als er nochmals zurückkehrte. Noch einmal tritt er vor seinen Toilettenspiegel, — ein kleines Stückchen Spiegelglas, welches er früher so glücklich gewesen war, auf der Straße zu finden, und das nun seitdem die Stelle eines solchen versah, — zufrieden lächelnd betrachtete er sich nochmals von allen Seiten in demselben, ordnete zum letzten Male noch hier und dort bei dem Anzuge, um dann endlich zu gehen. Ach wie behaglich

fühlte sich der arme Junge jetzt, ihm war's so wohl und so weh um's Herz, denn seit dem Tode der Eltern hatte er sich ja nur mit Lumpen bedecken und kleiden können. — Da plötzlich ertönen schwere Tritte; Fritz erbleicht, schnell drückt er noch den neuen Hut auf den Kopf und eilt aus der Thüre. Wie er vermuthet, traf er seinen bösen Meister schon auf der Treppe an, von welchem er sofort mit einem Schlage in das Gesicht empfangen und mit einer Fluth Scheltworte und bitterer Vorwürfe — daß er, der dumme „Lumpenjunge“ sich so lange putze u. s. w. — überhäuft wurde. Wie immer, schwieg Fritz auch jetzt und folgte zitternd seinem Meister in das Amtslocal des Gewerkes. Hier wurde er nun, sowie noch einige andere, ebenfalls jetzt ausgelernt habende Schuhmacherlehrlinge, vor „geöffneter Amtslade“ und sämmtlich versammelten Meistern, den beiden Alterleuten und dem Herrn Patrone der „ehrbaren und löblichen“ Schuhmacherinnung, nach altem Gewerksbrauche „ausgeschrieben und losgesprochen“ und darauf unter dem üblichen Ceremoniel, durch Ueberreichung des Diploms, seines sog. „Lehrbriefes“, feierlichst als „ehrsamer“ Schuhmachergeselle proklamirt.

2. Das Gefängniß.

Munter und vergnügt ging es am Abende dieses Tages auf der Schuhmachergesellen Herberge her. Fritz hatte auch hier erscheinen müssen, um nach altem Brauche ebenfalls von der versammelten Gesellenschaft begrüßt und als neuer Genosse aufgenommen zu werden. Er fühlte sich hier so recht wohl und frei, wie schon lange nicht mehr in seinem Leben; auch durfte

er ja von nun an jeden Gesellen als Kameraden betrachten und ihn wieder dutzen, konnte ungehindert rauchen und, statt der Mütze, jetzt einen Hut tragen, was ihm früher als Bursche alles nicht erlaubt war. Und so beschloß er denn, nun auch einmal recht vergnügt mit zu sein.

Zu Abend wurde in pleno flott gespeiset, dabei auch gehörig der Flasche zugesprochen; auf's Wohl der neuen Gesellen angestoßen und diesen scharf zugetrunken. Und so kam es, daß auch Fritz etwas mehr trank, als er sich vorgenommen, und nach und nach immer lustiger und aufgeregter wurde. Nach aufgehobener Tafel stellten sich die „Liebchen" der verschiedenen Gesellen ein und mit ihnen auch noch andere tanzlustige Mädchen aus dem Orte. Nach kurzer Zeit erschallten denn auch aus dem nahen Tanzsaale die heiteren Melodien eines Walzers, und in froheſter Laune drehte sich bald Alles nach dem Tacte der Musik umher. Auch unser, sonst so blöde Fritz hatte sich in seiner feurigen Weinlaune dreist ein Mädchen geholt, und tanzte nun ebenfalls so gut es gehen wollte. Dem ersten Tanze folgte ein zweiter, ein dritter und noch viele nach; dazwischen wurde getrunken und mit der neuen Bekanntschaft angestoßen, und so eilten denn die Stunden schnell und im Fluge dahin, und fast schon hatte Fritz das Gebot seines Meisters vergessen, „nicht zu spät nach Hause zu kommen", als er zufällig durch das Fenster blickt und zu seinem nicht geringen Schrecken gewahrt, daß Mitternacht längst vorüber und der neue Morgen bereits zu dämmern beginnt. Schnell greift er nach Hut und Stock, um sich möglichst rasch zu entfernen, wird aber von seinen Kameraden bemerkt und zurückgehalten. Er erzählt diesen die strenge Weisung seines Meisters, was er für Folgen zu erwarten, und bittet wieder und wiederum ihn gehen zu lassen; aber Alles lacht über seine Aengstlichkeit und versperrt ihm den

Ausweg. Auch der riesenhaft große Altgeselle, — eine bedeutende Autorität, — trat jetzt herzu und erklärt dem Fritz mit seiner Stentorstimme, daß er jetzt kein Bursche mehr, sondern Geselle sei, sein Meister ihn also nun auch anders als früher behandeln werde und müsse. Wenn derselbe aber dennoch sich mehr herausnehmen, ja wol gar thätlich gegen ihn werden solle, dann müsse er sich wehren, das erfordere die Ehre jedes braven Schuhmachergesellen, und damit Punctum! Fritz blieb also, tanzte und trank mit den Andern weiter fort, und verließ mit ihnen erst die Herberge, als schon der helle Morgen angebrochen war. Recht aufgeregt und angetrunken klopfte er bald darauf an die Wohnung des Meisters. Schäumend vor Wuth trat ihm dieser entgegen, packte den Armen sofort bei der Gurgel und schleuderte ihn, fluchend und schimpfend, in die Ecke. Unser Fritz, noch zu erregt und eingedenk der Worte des Altgesellen, greift nach einem, in seiner Nähe liegenden Stücke Holz und wirft es gegen den Kopf des Rasenden, den er unglücklicher Weise so gut traf, daß derselbe sofort besinnungslos hinstürzte. Der große Lärm hatte eine Menge Menschen vor dem Hause zusammengelockt, und diese erregten wieder die Aufmerksamkeit der Polizei. Gerade traten zwei Polizei-Sergeanten auf die Hausflur, als Meister D. zu Boden gestürzt und regungslos dalag. Von dem großen Schrecken plötzlich nüchtern geworden, stand Fritz todtenbleich und wie vom Schlage gelähmt da, und ließ sich willig und ohne Widerstreben von den Dienern der Justiz in das Gefängniß führen.

Einen schrecklichen Tag, eine gräßliche Nacht verlebte Fritz in der düstern Strafzelle. Am Mittage des folgenden Tages hieß ihm der Gefängnißschließer mitkommen, um vor den Gerichtsschranken zu erscheinen. Mechanisch dem Voraufgehenden folgend, wird er in den Gerichtssaal geführt. Fritz zitterte vor

Angst und Furcht; er hatte noch nie an einem solchen Orte gestanden. Aller Augen richteten sich auf ihn; nicht allein sämmtliche Justizbeamte, welche ihn ernst und strenge anblickten, sind versammelt, auch sein harter Lehrmeister, mit verbundenem Kopfe, wüthende Blicke auf ihn schleudernd, ist zugegen. Das Verhör war kurz; Fritz wagte kaum auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Desto mehr aber sprach sein Meister, der nicht allein sich ganz unschuldig hinstellte, sondern auch Fritz noch allerlei Schlechtigkeiten beschuldigte und die schändlichsten Unwahrheiten und Uebertreibungen gegen ihn anbrachte. Wagte er nun auch zuletzt noch, auf's Tiefste über die Frechheit des Meisters empört, den wahren Sachverhalt, seine damalige Aufgeregtheit, vielleicht Unzurechnungsfähigkeit, zitternd, mit einigen abgerissenen, unzusammenhängenden Worten und Lauten anzuführen, er wurde nicht weiter gehört und zu acht Tagen Gefängniß, bei Wasser und Brod, und hundert Stockprügeln verurtheilt. Zugleich wurde ihm noch weiter zudecretirt, nach überstandener Strafe sofort die Stadt zu verlassen, seine dreijährige Wanderzeit anzutreten und sich vor Ablauf derselben nicht wieder in Parchim sehen zu lassen.

Als Fritz sein Urtheil vernommen, sank er laut schluchzend in die Knie; in demselben Augenblicke packten ihn aber auch schon die nervigen Fäuste des rohen Schließers. Unbarmherzig wurde er fortgeschleppt und in ein noch grausigeres Gefängniß, als das frühere, gestoßen.

3. Der Eidschwur.

Ein kalter Wind, schwere Regentropfen mit sich führend, blies aus Nordost und brauste, dichte Staubwolken und falbe

Blätter in die Höhe wirbelnd, durch die heute so öden Straßen der Stadt Parchim. Es war einer der trüben, naßkalten Herbsttage, wie sie um diese Zeit, — Ende September, — im Norden Deutschlands schon so oft und häufig vorkommen. Wer jetzt nicht nothgedrungen auf der Straße zu thun hatte, blieb daheim im traulichen Stübchen, und hatte sich Jemand draußen befunden, so eilte er mit verdoppelten Schritten über das Straßenpflaster dahin, um möglichst bald die schützende Behausung zu erreichen.

Ebenso düster und trübe als da draußen, sah es auch jetzt in dem Gemüthe eines armen Gefangenen aus, der in dem Stadtgefängnisse seiner heutigen Entlassung entgegenharrte. Ausgestreckt, tief athmend liegt der schwergeprüfte Fritz — denn er war es — auf dem wenigen, halbverfaulten Stroh, in seinem engen Kerker da. Kein Tisch, kein Stuhl befindet sich in demselben, nur ein Krug mit Wasser steht auf dem Boden, ein Stück hartes, verschimmeltes Schwarzbrod liegt dabei, — die Kost des Gefangenen. — Sein thränenfeuchtes Auge drückt tiefen Seelenschmerz und Zerknirschung, seine eingefallenen, bleichen Wangen und scharf markirten Gesichtszüge, Entbehrung, Kummer und Gram aus. Sein neuer schöner Anzug, den er sich so unendlich mühsam erworben, wofür er so lange, lange gespart, ist durch den Aufenthalt in dem engen, schmutzigen Gefängnisse abgescheuert und zerrissen und durch die erhaltenen Stockhiebe mit Blut getränkt. — Das kleine Fenster, hoch oben an der Decke, mit starken Eisenstäben fest vergittert und, wie der ganze übrige Raum der schaurigen Zelle, mit Spinngeweben über und über bezogen, läßt kaum am hellen Mittage das Tageslicht hineinfallen. Jetzt aber, wo es draußen auch so trübe und schon zu dunkeln beginnt, ist hier bereits völlige Nacht eingebrochen.

Da ertönt vom nahen altehrwürdigen St. Georgenkirchthurme, mit ernsten, weithin schallenden Schlägen, die fünfte Stunde des Abends; Fritzens Strafzeit geht mit ihr zu Ende, bald war er wieder frei. Seine Kerkerthüre öffnet sich, convulsivisch schreckt er zusammen; doch schon packen ihn wiederum die Fäuste des Schließers und zerren ihn mit sich fort an das Tageslicht. Nachdem er nun auch noch den Rest der ihm zuerkannten Stockhiebe auf entblößtem Leibe, so arg und erbarmungslos vom Schließer ausgetheilt, daß auch jetzt wieder das Blut darnach heruntertropfte, erduldet, wird er von zwei Polizei-Sergeanten in die Mitte genommen und, gleich dem gemeinsten Verbrecher, hinaus zum Thore transportirt. Zerknirscht, vernichtet, bis zum Tode erschöpft, geht der Arme zwischen seinen Begleitern einher, er wagt nicht sein Auge aufzuschlagen; oh er hätte vor Scham und Schimpf in die Erde sinken mögen, ach selbst die Steine mußten ihn ja jetzt anblicken. — Plötzlich aber weckt ihn teuflisches Hohngelächter aus seiner Lethargie, es kam von seinem Lehrmeister O., an dessen Hause sein Weg gerade vorüberführte. „Glückliche Reise, in Teufelsnamen, schändlicher, undankbarer Betteljunge!" kreischt der Wüthende und spuckt ihm dabei seinen Geifer in das bleiche Angesicht. Vor Zorn und Empörung knirscht Fritz mit den Zähnen, aber ungerächt muß er weiter schreiten, spotteten und höhnten seiner doch selbst auch die ihn begleitenden Polizeimänner. So wird er noch eine Strecke weiter zum Thore hinausgebracht; nochmals wird ihm hier der Befehl, vor Ablauf dreier Jahre nicht zurückzukehren, wiederholt und er dann von seinen Begleitern verlassen.

Allein und von aller Welt gemieden, zitternd vor Kälte und Schwäche, steht er jetzt da, in Regen und Wind, auf öder, einsamer Landstraße. Geschunden und beschimpft mußte er die

Vaterstadt verlassen; herzlos stieß man ihn hinaus, ohne Geld und sonstige Hülfsmittel, elend und rathlos, hinaus in die weite, weite Welt. Alles hat man dem Aermsten geraubt, selbst sein größtes Kleinod, die Ehre, sein guter Ruf und Namen ist dahin. — Nur sein neuer Anzug, so schwer und mühsam verdient, ist ihm geblieben, und auch der ist jetzt verdorben und zerrissen. — Oh hatte Fritz das Alles, hatte er eine solche Behandlung verdient!? — — — Bis in's Innerste der Seele erbittert und vernichtet, steht er jetzt da; Wuth, Haß und Rache tobt in seinem Herzen. Unwillig stampft er mit den Füßen, krampfhaft ballen sich seine Fäuste, seine Pulse klopfen und vibriren. Gottes Fluch und Rache ruft er herab über seine Verfolger und Peiniger, und mit gräßlich schrecklichen Eiden schwört er, niemals wieder Parchim, die Stadt, wo er so unendlich viel erduldet und gelitten, zu betreten. Was sollte und konnte ihn auch wol wieder dahin zurücke ziehen? — Ach! die guten Eltern lebten ja nicht mehr, und seit diese der stille Grabhügel deckte, hatte er keine frohe und glückliche Stunde mehr erlebt. Alles war stets hart und gefühllos, ja grausam und ungerecht gegen ihn gewesen; keine Seele lebte in dem Orte, die ihn lieb, die Mitleid und Erbarmen mit ihm gehabt, die gut und freundlich gegen ihn gewesen war. — Und nochmals schwur er, nie wiederkehren, nie wieder seinen Fuß über die Thorschwelle der Vaterstadt setzen zu wollen.

Der Mensch aber soll nie unüberlegt, nie in seinem Zorne schwören; so lautet Gottes heiliges Gebot! denn des Herrn Wege sind unbegreiflich, und wunderbar sind Seine Fügungen, und wehe, wehe dann dem Uebertreter des zweiten Gebots! —

4. Die unerwartete Kunde.

Viele Jahre sind vergangen; aus dem blassen Jünglinge war ein hübscher und kräftiger Mann geworden. Schon manche Stadt hatte Fritz gesehen, schon vieler Herren Länder durchwandert und allenthalben, wo er in Arbeit gestanden, sich durch Fleiß und Solidität die Achtung und Liebe seiner Meister erworben. Wenn auch gerade wol keine Schätze, so hatte er doch immer soviel verdient und erübrigt, um sich ordentlich und anständig kleiden zu können, und war es dann Sonntag oder sonst ein Feiertrag und Fritz ging aus, so sah man es ihm kaum an, daß er nur ein schlichter mecklenburgischer Schuhmachergeselle sei.

Da kam, — Fritz arbeitete gerade im Böhmerlande, — eines Tages ein großer Brief, mit einem mächtigen Wachssiegel, für ihn an. Ganz verwundert, einen solchen zu bekommen, besieht er das Dings von allen Seiten, ehe er es wagt zu öffnen. Wol zehnmal liest er die Aufschrift; es war richtig, sie lautete an ihn. Jetzt buchstabirt er auch bei dem Namen des Poststempels, Parchim kommt heraus! Wie ein Blitz fährt es ihm durch die Seele. „Aus meiner Heimath!“ ruft er aus, „ich habe ja keine Seele dort; — meine Eltern sind todt; was kann das bedeuten!“ „„Aber so öffnen Sie doch und lesen!““ sprach der nicht weit von ihm sitzende, schon ganz neugierig gewordene Meister. Fritz öffnet endlich und liest, doch bald entsinkt das Papier seinen Händen. Der Rath der Stadt Parchim zeigte dem Fritz darin an, daß sein Onkel plötzlich und ohne Testament verstorben. Da derselbe keine weiteren

legitimen Erben als ihn hinterlassen, so sei er, nach mecklenburgischen Erbgesetzen, alleiniger Erbe des ganzen, nicht unbedeutenden Vermögens des Verstorbenen. Um nun aber sicher seine Identität feststellen zu können, sei es nöthig, vor Ablauf zweier Jahre sich persönlich sub poena praeclusionis (bei Strafe der Ausschließung) vor dem hohen Rathe der Vaterstadt zu gestellen.

Unvermuthet und schnell, vom Schlagflusse plötzlich getroffen, war der Onkel verschieden; sein hinterlassenes Vermögen betrug mehrere Tausend Thaler, nach damaligem Geldwerthe eine sehr bedeutende Summe, ein wahrer Crösus-Reichthum.

5. Die Vergeltung.

Einige Wochen vor Ablauf der vom Rathe festgesetzten Frist begegnen wir, an einem heißen Sommer-Nachmittage, einem einsamen wandernden Handwerksburschen auf der nach Parchim führenden Landstraße. Nachdenkend, mit zur Erde gesenktem Haupte schreitet er langsam daher, in kurzen, abgebrochenen Sätzen vor sich hinsprechend: — „Ich habe aber einen Eid geschworen, nicht wieder meinen Fuß über die Thorschwelle der Stadt setzen zu wollen; — — es geschah dies jedoch in meiner großen Erbitterung, in jugendlicher Unbedachtsamkeit und Uebereilung und Gott wird mich deshalb nicht strafen können, er hat mir das gewiß schon lange verziehen. — Aber dennoch — — wenn ich in die Stadt gehe, bin ich dann nicht meineidig? — — und doch, ich will, ich muß hinein! — Sobald ich mein Geld habe, will ich auch sogleich wieder fortreisen und nie, nie wiederkehren. Weit, weit von hier werde

ich mir eine Heimath gründen, ich kann das gewiß, ich bin ja reich und allenthalben wird man mich dann gerne aufnehmen!" So sprach der Wanderer, in welchem der freundliche Leser gewiß schon unsern Fritz wieder erkannte. Unschlüssig steht er oft stille, und doch ging er immer weiter fort auf der Landstraße, sich immer mehr der Vaterstadt nähernd. Er kämpfte einen schweren Kampf; in seinem Innern stritten zwei feindliche Gewalten, Furcht und Hoffnung, Habsucht und Gewissen, das Gute mit dem Bösen. —

Die Sonne, die den ganzen Tag klar und heiß geschienen, verschleiert sich nach und nach, schwere, düstere Wolken thürmen sich auf am Firmamente, ein lauer Wind erhebt sich und schon beginnen einzelne Tropfen die Erde zu feuchten. Erst jetzt bemerkt Fritz die Nähe des Unwetters; mechanisch verdoppelt er seine Schritte.

Mehr und mehr zieht sich das Gewitter zusammen, der Regen wird stärker, dumpf rollt in der Ferne der Donner und zuckende Blitze zertheilen das dunkle Gewölk. Ohne Rast und Ruh eilt Fritz dahin. Schon sieht er aus der Ferne, durch die Dämmerung, die wohlbekannten Thürme der Stadt blinken; nicht lange mehr und er wird sie erreicht haben.

Immer ärger wird das Wetter. Rabenschwarze Nacht senkt sich hernieder auf die empörte Natur, wild brausend tobt ein Orkan daher, in Strömen stürzt der Regen vom Himmel, schrecklich brüllt der Donner, Blitze auf Blitze kreuzen die Lüfte, Schlag auf Schlag folgt; die Erde scheint in ihren Grundfesten zu erbeben. Dem Fritz vergehen fast die Sinne; war er auch sonst nicht furchtsam, jetzt war's ihm doch so unendlich beklommen, so ängstlich in der Brust.

Wiederum erhellt ein zischender Blitzstrahl mit geisterhaftem Lichte die ganze Gegend. Unwillkürlich wendet der

Wanderer den Kopf zur Seite; ha, welch ein Anblick! Er befindet sich gerade dem Kirchhofe gegenüber; schaurig beleuchtet liegt derselbe da mit seinen Leichensteinen und Grabkreuzen; — es war der Gottesacker vor den Thoren der Stadt, wo auch die Gebeine seiner braven Eltern ruheten, an deren Gräbern er so oft geweint. — Eiskalt rieselt es ihm durch Mark und Bein, und durch das Tosen der Elemente tönen ihm jetzt die warnenden Worte entgegen: „Geh nicht hinein, gedenke deines Schwurs!“ Aber es ist zu spät; der Dämon der Habsucht und des Mammons hatte Fritzens Sinne bereits umgarnt und das Gewissen zum Schweigen gebracht. Schneller und schneller eilt der Verblendete dem Stadtthore zu, wo er Schutz zu finden hofft. Endlich hat er es erreicht; ermattet sinkt er hin auf einen dort liegenden Stein. Da, — oh gräßliches Schauspiel, oh rächende Nemesis — da erreicht Gottes Zorn, Gottes Gericht den Meineidigen! Ein furchtbarer Donnerknall, ein grausig leuchtender Blitzstrahl, ein schrecklich gellender Angstschrei und mit gespaltenem Schädel sinkt Fritz zu Boden, eine gräßlich entstellte Leiche liegt er da, auf der Thorschwelle der Vaterstadt.

Zur Erinnerung an vorstehende Tragödie und zur Warnung für Jedermann wurde die Scene, als der Handwerksbursche*) auf einem Steine unter dem Thore sitzend, gerade im Begriffe, den Riemen einer seiner Schuhe fester zu ziehen,

*) Ob derselbe „Fritz“ geheißen und Schuhmachergeselle gewesen, darüber schweigt die Geschichte; es ist dies nur eigene Annahme. Die Sage erzählt nur von einem „Handwerksburschen“.

plötzlich vom Blitze getroffen wird, in Oelfarben gemalt und dies Bild über dem innern Eingange desselben, das „wocker" Thor genannt, befestigt. Dasselbe, zwar schon sehr beschädigt, dennoch aber recht gut zu erkennen, habe ich selbst noch vor etwa zwölf Jahren an Ort und Stelle gesehen. Wie man denn damals auch noch in der Nähe benannten Thores einen Stein des Straßenpflasters, mit einem großen runden Loche in der Mitte, zeigte, und von diesem behauptete, daß der Blitzstrahl, nachdem er den Handwerksburschen erschlagen, hierdurch in die Erde gefahren sei.

Vor einigen Jahren sind indeß die ehemals bedeutenden, nach und nach verfallenen Festungswerke der Stadt, und mit ihnen zugleich auch die dazu gehörenden alterthümlichen „wocker" Thorgebäude, gänzlich abgetragen und zu friedlichen, schönen Promenaden umgewandelt worden. Existirt also jetzt auch Bild, Thor und Stein nicht mehr, so wird doch die alte Sage „vom eidbrüchigen Handwerksburschen" gewiß auch ferner noch fortleben, deren Moral, nicht leichtfertig und unüberlegt zu schwören, Jeder beherzigen möge!

Der spukende Mann auf dem Feldwege zwischen Alt- und Neu-Rhese bei Neubrandenburg.

Welch schweres Unrecht es ist, wenn der Mensch eine gute freundliche Sitte nicht fein in Ehren hält, sondern sie aus ar-

gem Trotze, oder geringschätzender Gleichgültigkeit gegen seine christlichen Mitmenschen, vernachlässigt oder verunstaltet, beweist folgende seltsame Geschichte, die sich auf dem Feldwege zwischen Alt- und Neu-Rehse, unweit Neu-Brandenburg, zugetragen haben soll.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren erzählten sich die Leute, wenn zuerst das Gespräch auf solche Dinge kam, daß es wol nicht recht rathsam sei, diesen Feldweg Nachts oder am frühen Morgen, wenn der Tag erst zu grauen angefangen, zu passiren. Zwar wußte Niemand von etwas Schlimmen zu berichten, das sich dort zugetragen hätte; soviel aber, hieß es, stehe fest, daß dem Einen oder Andern bei so früher oder später Zeit ein Mann begegnet wäre, der nicht geheuer ausgesehen und der in unheimlicher Weise die Vorübergehenden angerufen habe und dann wieder verschwunden sei.

Wie es nun in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, so gab es neben den Vielen, welche der Sache Glauben schenkten, auch Einige, die sie bezweifelten, weil sie selbst nichts davon wahrgenommen, obgleich auch sie zur Nachtzeit öfter den Weg gekommen waren. Aber diese sollten bald von ihrem Unglauben geheilt werden. Die Geschichte ist übrigens schon sehr, sehr lange her, und ich erzähle nur Dasjenige nach, was mir Andere vorerzählt haben.

Die Umstände nämlich brachten es so mit sich, daß einst ein Bursche, Gottlieb, aus Alt-Rehse bei einem Tischlermeister zu Neu-Rehse in die Lehre ging, und weil er daheim bei seinen Eltern sein Nachtlager hatte, täglich am frühen Morgen und späten Abend über jenen Feldweg mußte, wobei es ihm wol manchmal recht gruselig zu Muthe geworden sein wird. Arges war ihm in der ersten Zeit nicht begegnet, wie gerne er auch, wenn er wieder gemächlich zu Hause saß, davon hätte erzählen mögen.

So wanderte er denn nun eines schönen Morgens wieder, singend und pfeifend, den einsamen Weg. Heute hatte er sich etwas früher auf die Sohlen gemacht, denn die ersten Zeichen des dämmernden Tages begannen sich kaum zu zeigen. Graue Nebel zogen über Feld und Wiesen, und der kalte Frühthau näßte sein struppiges Haar. Eben hatte er den halben Weg zurückgelegt und war bei einem alten Hecken angekommen, welcher ehemals dazu diente, das Besitzthum eines Bauern abzutrennen, den man bei seinen Lebzeiten, weil er immer gar kurz in seiner Rede angebunden, überhaupt nicht vom höflichsten Ende abgefallen war, den „barschen Kunzen" zu nennen pflegte, als unserm Gottlieb plötzlich ein Mann in den Weg trat und ihm in hartem Tone die Worte zurief: „Morgen! Morgen!" Der arme Junge erschrak, daß ihm die Knie schlotterten, sprang aber in seiner Angst fix auf die Seite, worauf die geisterhafte Erscheinung ebenso spurlos wieder verschwand.

Dieselbe Geschichte begegnete ihm am folgenden und dritten Tage, uud jedesmal verschwand der Mann, ohne daß er hätte sagen können, wo er geblieben. Zitternd und bebend erzählte er diese Begebenheit seinen Eltern, seinem Meister, dessen Frau, kurz allen Bekannten, die ihm zuhören mochten. Da durchrieselte es denn Viele kalt und Manchem sträubte sich das Haar, als ob er den Geist leibhaftig vor sich gesehen hätte.

Endlich, und weil der geängstigte Junge sich weigerte, ferner den Weg allein in so früher Morgenstunde zu gehen, kam man überein, des Pastors Rath und Beistand zu erbitten. Dieser, ein gar würdiger Mann, der ein reines Gewissen hatte und ein tugendsames Leben führte, vermeinend und hoffend, es könne hier wol an einer armen Seele ein heilsam Werk gethan werden, erklärte sich bereit, den Lehrburschen zu begleiten.

Am folgenden Morgen früh machten sie sich nun selbander auf den Weg. Der Prediger hatte die heilige Schrift, der Lehrbursche aber sein Gesangbuch mitgenommen. Als sie sich dem alten Hecken naheten, flüsterte der Junge: „Sehen Sie nur, Herr Pastor, dort kommt er schon!" Und wirklich, er hatte recht. Der Geist, — denn als solchen erkannte ihn der Seelsorger sofort, — trat ihnen alsbald entgegen und sagte zweimal mit barscher Stimme: „Morgen! Morgen!" „„Heut ist nicht Morgen,"" entgegnete der Pastor beherzt, „„aber ich sage Euch einen christlichen guten Morgen!""

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geist in mildem Tone erwiederte: „Dank Euch tausendmal, ehrwürdiger Herr! schon seit dreißig Jahren habe ich auf diese Worte gewartet, denn wißt, während meiner Lebenszeit habe ich immer nur „Morgen" und „Tag", statt „guten Morgen" und „guten Tag" gesagt, und mußte deßhalb, zur Strafe dafür, so lange umgehen, bis mich Jemand erlösen werde, wie Ihr es jetzt gethan habt."

Darauf verschwand er, und von der Zeit an ist es bei Tag und bei Nacht auf dem Feldwege zwischen Alt- und Neu-Rehse wieder geheuer.

Sage vom heiligen Bischofe Ludolfus von Ratzeburg*).

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Vor sechshundert Jahren war in Ratzeburg der Bischof Ludolfus, ein frommer, mit allen Tugenden gezierter Mann, welcher das Stift mit großer Weisheit und Gottesfurcht regierte und die Klosterbrüder, welche bei der Domkirche wohnten, zu strenger Zucht und Heiligkeit anhielt. Er hatte ein schönes Schloß zu Varchow am ratzeburger See, und dies begehrte der Herzog von Lauenburg, Albrecht hieß er, von ihm; aber Ludolf wollte es ihm nicht abtreten, denn ein Haus des Herrn sollte nicht in eine Räuberhöhle verwandelt werden.

Als Herzog Albrecht immer dringender ward, wollte Ludolf lieber das Aeußerste ertragen, als in die Zerstörung seiner Kirche willigen. Daher wurde er, als er von Wenigen begleitet, ausgereiset war, sein Amt zu verwalten, von Erich vom Walde, einem lübeckischen Ritter, gefangen genommen, verspottet, hart behandelt, ins Gefängniß geworfen, in Wälder geführt und, an Händen und Füßen gebunden, den Stichen der Mücken preisgegeben, und da er Alles geduldig ertrug, ward er den Juden in Hitzacker verpfändet; dann in die Wälder zurückgebracht und endlich befreiet. Er ging nicht nach Ratze-

*) Ludolfus regierte von 1236 bis 1250. Bis zum westphälischen Frieden, im Jahre 1648, war Ratzeburg ein selbstständiges, von Bischöfen verwaltetes Bisthum, auf demselben wurde es aber in ein weltliches Fürstenthum verwandelt und dem herzoglichen Hause Mecklenburg überwiesen.



burg zurück, denn er wußte, daß der Herzog ihm dies Alles bereitet hatte, sondern nach Wismar, zum Fürsten Johann*) von Mecklenburg. Hier belegte er, nicht aus Haß, sondern damit ein solches Vergehen nicht ungestraft bliebe, den Herzog Albrecht und seine Nachkommen bis ins vierte Geschlecht mit dem Banne und segnete Johann von Mecklenburg und seine Nachkommen. Er blieb in Wismar und fiel, von Nachtwachen, Fasten und Alter geschwächt, in eine Krankheit und wünschte seine Auflösung. Da kamen in einer Nacht seine frommen Vorfahren, die Bischöfe Evermodus und Isfridus**), zu ihm und trösteten ihn und reichten ihm den Kelch des Heils. Am folgenden Tage that er, matt und krank wie er war, was sein Amt von ihm forderte, und als man in der Kirche sang: „Kommt ihr Gesegneten meines Vaters", sprach er: „oh großer, gütiger Gott, laß mich unnützen Knecht unter den Deinigen sein", und verschied.

Seine Leiche ward nach Ratzeburg zurückgebracht. Da gaben die Glocken in Schlagsdorf, welche von selbst anfingen zu läuten, das erste Zeichen seiner Heiligkeit. Auf Befehl des Herzogs, der nun bereuete, was er ihm Leides zugefügt, wurde seine Leiche durch Edelleute von der Brücke zum Kirchhof getragen und von da trugen sie die Domherren bis mitten in die Kirche.

Nach seinem Tode that er viele Wunder. Ritter Hartwig von Ritzerow hatte ein Stück von einem Pfeil im Kopfe, welches ihm beständig Schmerzen verursachte. Ein betrügender

---

*) Johann I., Herr zu Mecklenburg 1227, gest. 1264.

**) Evermodus regierte von 1154 bis 1178, Isfridus von 1180 bis 1204.

Anmerk. des Herausgebers.

Wundarzt hatte ihn getäuscht, indem er ihm erst viele Schmerzen machte und dann ein Pfeilstück hervorzog, es für das hervorgezogene ausgab und sich mit der vorher bedungenen Belohnung davonmachte. Jedoch bald ward er den Betrug inne und, an menschlicher Hülfe verzweifelnd, wandte er sich an die Heiligen, und da vom heiligen Ludolfus viele Wunder erzählt wurden, so flehete er, Gott möge auf sein Fürbitten ihn von seinen Schmerzen und Qualen befreien. Und bald darauf kam das Eisen von selbst in der Wunde hervor, so daß er's mit eigener Hand herausziehen konnte. Durch kostbare Geschenke bewies der Ritter der Kirche seine Dankbarkeit.

Das zu Röbel auf dem Marktplatze hingerichtete Edelfräulein und deren Nachlass in dortiger St. Nicolai-Kirche.

Obgleich es ein Alltag und noch ziemlich früh am Tage ist, obgleich auch der Wind stürmt und tobt und vom Himmel herab dunkle, regenschwangere Wolken jeden Augenblick loszubrechen drohen, so herrscht dennoch ein ungewöhnlich reges Leben und Treiben in den Straßen der sonst so ruhigen und stillen Stadt Röbel. Nicht allein die ganze Einwohnerschaft derselben hat die Wohnungen verlassen und befindet sich draußen, auch vom Lande und aus den nahen Städten: Waren, Malchow, Mirow,

Plau und Wittstock, kurz von Nah und Fern sind schon viele Fremde eingetroffen und füllen und beleben zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen die Straßen. Alles eilt dem Markte zu, Alles will dort frühzeitig genug eintreffen, um Zeuge eines Gott Lob seltenen, aber gräßlichen Actes zu sein.

Ein in Röbel wohnhaftes, junges adliches Fräulein, die beschuldigt war, ein Kind umgebracht zu haben, — ob nun mit Vorsatz oder aus Unvorsichtigkeit, wußte man nicht genau, — sollte nämlich heute öffentlich durch das Schwert hingerichtet werden, und um dies nun mit anzusehen, war man von allen Gegenden herbei geströmt.

Trotzdem auch von den verschiedensten Seiten alles Mögliche aufgeboten worden, eine Milderung oder Aufhebung des harten Urtheilspruches zu erwirken, wenngleich auch selbst von der Stadtbehörde ein Gnadengesuch für die Verurtheilte höchsten Ortes eingereicht, und nichts von deren Angehörigen und Freunden unversucht geblieben, so waren doch alle Bemühungen erfolglos gewesen; das einmal gesprochene Erkenntniß, so lautete der allerhöchste Bescheid, solle und müsse vollzogen werden! Die zuletzt vom wohlwollenden Magistrate dem Bruder des Edelfräuleins, einem jungen Ritter, nochmals bewilligte Frist von fünf Tagen war schon seit einer Woche abgelaufen, derselbe war nicht wiedergekehrt; man konnte also gewiß annehmen, daß auch seine wiederholten Bemühungen ebenso erfolglos wie die früheren geblieben und daher auch keine weitere Hoffnung auf Rettung der Unglücklichen vorhanden sei. Länger durfte nun nicht mehr gezögert werden, den allerhöchst bestätigten Ausspruch des obersten mecklenburgischen Gerichtshofes zu vollziehen, da der Magistrat in seiner Milde fast schon die äußerste Grenze seiner Befugniß, die Vollstreckung des Urtheils hinauszuschieben, überschritten hatte.

Auf dem Marktplatze wogte und drängte es schon lange auf und nieder. Eine ungeheure Menschenmasse ist dort versammelt; sämmtliche Fenster und Thüren der umliegenden Häuser sind mit Schaulustigen dicht besetzt und selbst auf einigen Dächern erblickt man einzelne Wagehälse. In der Mitte des Marktes aber hat man einen großen Haufen Sand zusammengefahren und auf demselben steht bereits der schwarz verhangene Block, mit einer Oeffnung, gerade groß genug, um bei der fürchterlichen Operation den Hals der Deliquentin aufzunehmen. — Immer näher und näher rückt die Zeit des peinlichen Gerichts; bald werden auch die letzten Minuten verstrichen sein. —

Endlich ist er da, der mit gespannter Aengstlichkeit erwartete Augenblick, und hernieder schallt vom nahen neustädter St. Nicolai Kirchthurme die neunte Stunde des Tages. Eine athemlose Stille tritt alsbald ein; aller Augen richten sich nach dem Rathhause. Schon öffnen sich die schweren Pforten desselben; schauerlich ertönt das Geläute der Sterbeglocke; der düstre Zug erscheint. — Schweigend und willig macht das Volk Platz, ohne erst von den voraufschreitenden Polizeidienern hierzu aufgefordert zu werden. Diesen folgt das verurtheilte Edelfräulein. Ein schönes, bleiches Dulderingesicht, geht sie daher, gesenkten Blickes, aber gefaßt und ergeben. Ein weites, weißes Gewand mit schwarzen Schleifen umschließt ihren schlanken, zarten Leib; das aufgelöste, üppige Haar flattert ungezügelt und vom Winde leicht gehoben in langen, blonden Locken um Stirn und Nacken; in der Rechten hält sie ein kleines Kruzifix, welches sie oft und innig an die wogende Brust drückt; die Linke stützt sich auf ihren, ihr zur Seite wandelnden ehrwürdigen Beichtvater, den Prior des röbeler Dominikaner-Mönchs-

klosters*). Einige Mönche und Geistliche folgen dann mit Weihwedel und Rauchfaß, endlich den Zug beschließend, den Bürgermeister an der Spitze, die Mitglieder des Magistrats; alles würdige Männer und Greise.

Auf dem Richtplatze angekommen, den kurz zuvor schon der finster blickende Scharfrichter mit seinen beiden Knechten, von einer andern Seite kommend, bestiegen hatte, tritt zuerst der Bürgermeister hervor, — ein wegen seiner Rechtlichkeit, Güte und Milde allgemein geliebter und geachteter Greis, — und verliest hier, nach gesetzlicher Bestimmung, nochmals das vom Landesfürsten bestätigte Todesurtheil. Hörbar zitterte die Stimme des alten Herrn bei dieser Publikation, man sah es demselben an, zu deutlich stand es auf seinem Gesichte geschrieben, wie schwer es ihm wurde, als Mensch Das zu vollziehen, wozu ihn sein saures Amt als Justizbeamter zwang. — Als hierauf noch das übliche Zerbrechen eines schwarzen Stabes über dem Haupte der Verurtheilten stattgefunden, kniet sie mit ihren geistlichen Begleitern noch einmal zum Gebet nieder, Gott um Stärke und Kraft in dieser schweren Stunde anflehend.

Und Gott der Herr hatte das Gebet erhört, das fühlt und sieht Jedermann. Denn plötzlich zertheilt ein heller Lichtstrahl das dunkle Gewölk; die Sonne zeigt sich mit einem Male in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit der staunenden Menge, und beleuchtet lieblich und mild die kniende Gruppe.

Fromm lächelnd wie eine Heilige erhebt sich die dem Tode

*) Vor 1552, dem Jahre der öffentlichen Annahme der lutherischen Confession in Mecklenburg, wo also Röbel und ganz Mecklenburg noch katholisch war. Erst einige Jahre später soll dies Kloster säcularisirt worden sein.



Geweihte jetzt wieder, gleich einer schon Verklärten leuchtet ihr schönes, bleiches Gesicht, himmlischer Friede ist über ihre ganze Gestalt ausgebreitet; — sie hatte bereits das Bittere des Todes überwunden. — Alles ist gerührt und bewegt, kein Auge bleibt trocken; selbst das des Harten und Unempfindlichen füllt eine Thräne. Alles ist von tiefstem Mitleiden erfüllt; Alles beklagt und bedauert das Geschick des Edelfräuleins. Und oh, wen hätte auch ein solcher Anblick nicht rühren, wen hätte er nicht ergreifen müssen? — Ach, die Unglückliche war ja so jung und schön, so reuevoll und inbrünstig hatte sie gebetet, so sanft und geduldig litt sie Alles, so ruhig und gottergeben ging sie, gleich einem zur Schlachtbank geführten Lamme, in den Tod! —

Nachdem nach altem Brauch und Sitte der Scharfrichter vor der Verurtheilten ein Knie gebeugt und um Verzeihung desjenigen, wozu ihm sein trübes Amt zwinge, gebeten hatte, treten dessen Knechte herzu und schneiden ihr mit scharfer Scheere das schöne, volle Lockenhaar hinweg. Als darauf aber einer derselben ihr auch noch die Augen verbinden will, da tritt wehrend der ehrwürdige Prior dazwischen und entnimmt die Binde seiner Hand, denn er selbst will diesen letzten Liebesdienst verrichten.

Noch einmal küßt das Edelfräulein demüthig das ihr dargereichte Kruzifix, dann geleitet sie, sanft tröstend und ihr Muth zusprechend, der Seelenhirte an den verhängnißvollen Block. — Gefaßt kniet sie vor demselben nieder, umfaßt ihn mit gefaltenen Händen, legt willig den schlanken Hals in die Oeffnung und erwartet so in frommer Ergebung den Todesstreich. Während der Prior segnend das Zeichen des Kreuzes über die Kniende macht und ihr mit lauter, feierlicher Stimme Gottes Gnade und Verzeihung verkündet, wirft der Scharfrichter schnell seinen

Mantel ab, entblößt das bis dahin verborgen gehaltene Schwert und naht sich leise seinem Schlachtopfer. — Grausig schwingt er das blanke Mordwerkzeug, mit kräftig gewandtem Arme, einige Male über seinem Kopfe, daß es funkelnd, zischend und schwirrend die Lüfte durchschneidet; dann aber senkt er es mit Blitzesschnelle plötzlich hernieder und aùf zum Himmel spritzt auch schon ein hoher, rother Blutstrahl. Ein jäher allgemeiner Schrei des Volkes, und hin rollt in den Sand das entstellte Haupt der Vollendeten. —

Aber horch! in demselben Augenblicke ertönt von der einen Seite des Marktes, von den Dächern und Fenstern, aus Hunderten von Kehlen, der laute Ruf: „„Halt! Gnade, Gnade, Pardon!““ Und zugleich sprengt auch schon, herunter aus der „hohen Straße“ kommend, hoch zu Roß, mit Schaum und Staub bedeckt, im rasendsten Carriere, ein Ritter auf den Platz; unablässig mit der Rechten ein flatterndes weißes Tuch schwenkend und mit fast schon erstickter Stimme „Pardon! Pardon!“ rufend. — Es war der Bruder der eben Hingerichteten. Er hatte endlich Gnade des Fürsten für die geliebte Schwester erwirkt und brachte den Befehl, dieselbe sofort auf freien Fuß zu setzen. Doch er kam zu spät, — nur eine Minute eher und die Schwester wäre gerettet gewesen, denn gerade bog er um die Ecke des Marktes, als das Haupt derselben fiel. —

Todtenbleich und bis in's Innerste vernichtet, hält er einen Augenblick an. Verzweifelt betrachtet er den blutigen, noch zuckenden, verstümmelten Leichnam der Theuren; dann wendet er sein Pferd und verschwindet eben so schnell wieder, wie er gekommen. —

Sämmtliche Sachen der Hingerichteten wurden darauf von ihren hinterbliebenen Verwandten in einen Koffer verpackt und derselbe dann in der neustädter oder St. Nicolai Kirche aufgestellt, um dort zur steten Sühne und zum ewigen Angedenken zu verbleiben.

Dieser Koffer, — über dessen Ursprung die Volkssage das eben Mitgetheilte erzählt, — aus starkem eichenen Holze gefertiget und über und über mit Eisen beschlagen, befindet sich bis auf den heutigen Tag noch in genannter Kirche; derselbe ist jedoch schon lange leer, da wohl der Zahn der Zeit den Inhalt zernagt und vernichtet haben mag.

Die Kindesmörderin von Gross-Lukow bei Penzlin.

Wenn's draußen stürmte und tobte, wenn der Wind pfeifend durch die hohen Pappeln sauste und kreischend sich die Wetterfahne auf dem Dache herumdrehte, wenn der Regen gegen die alten Fenstern schlug, daß sie klirrend erbebten, dann hörte man früher oft in später, finsterer Stunde aus einem Zimmer des alten Herrenhauses zu Groß-Lukow ein Stöhnen und Klagen, ein Kindergeschrei und Aechzen kommen, daß es Einem gar unheimlich und grausig zu Muthe wurde und dabei eiskalt durch die Glieder rieselte.

Vor mehreren Jahren ist jedoch das alte Herrenhaus theilweise niedergerissen und vollständig durchgebauet und verändert worden und seitdem ist auch das Zimmer nicht mehr

vorhanden, wo's ehmals nicht recht richtig war, und auch das Stöhnen und Kindergeschrei, das sonst in demselben ertönte, hat man nach dieser Zeit nicht mehr vernommen. Mit dem Aufhören dieses Zimmers ist auch eine eiserne Krampe, die sich in der Wand desselben befand, verschwunden. An dieser Krampe nun, so erzählt die Sage, war vor vielen, vielen Jahren eine Kindesmörderin so lange festgeschlossen, bis man sie auf den Richtplatz führte und dort öffentlich enthauptete.

Obgleich noch jung an Jahren, war Anna doch schon ein wildes, liederliches und gottloses Geschöpf. Ja sie war so schlecht und verdorben, daß sie ihr neugeborenes Kind heimlich in den Schweinestall ihrer Dienstherrschaft trug und es dort anf die roheste Weise den Säuen vorwarf, die es gierig zerrissen und auffrassen. — Gefühllos hatte die Rabenmutter dem gräßlichen Schauspiele so lange zugesehen, bis ihr zarter Säugling vollständig von den gefrässigen Thieren verschlungen war; dann erst entfernte sie sich, in der festen Meinung, daß Niemand ihren Mord gesehen, Niemand denselben jetzt mehr entdecken könne. Und hatte ihr nun hierbei auch wol kein Menschenauge zugeschauet, so hatte doch Gott, der Allgegenwärtige, ihre schwarze That gesehen und Er war's, der sie auch durch Seine weisen und allmächtigen Fügungen an das Tageslicht brachte.

Eine dichte Bretterwand schied den Schweinestall von der Scheune; nur eine einzige kleine Spalte hatte sich im Laufe der Zeit durch Zusammentrocknen des Holzes in derselben gebildet. Auf der Tenne waren Drescher beschäftigt, und diese sahen mit Schaudern und Entsetzen die Finger der einen, von den Schweinen unverschlungen gebliebenen Hand des Kindes durch diese Spalte stecken, gleichsam als forderten sie auf, den begangenen gräßlichen Mord zu rächen.

Die Gutsherrschaft erhielt sofort Nachricht von dieser grauenhaften Entdeckung; Anna wurde ergriffen, und es gelang, sie sogleich, in ihrer großen Bestürzung und unerwarteten Ueberraschung, zum Geständnisse der abscheulichen That zu bringen.

In das bereits erwähnte Zimmer des alten großlukowschen Herrenhauses brachte man die Kindesmöderin und schloß sie dort an der eisernen Krampe so lange fest, bis ihr der Prozeß gemacht und sie zum Richtplatze geführt werden konnte, wo ihr durch Henkers Hand der verdiente Lohn wurde.

Als Annas Haupt gefallen, flocht man ihren Leichnam auf das Rad und stellte ihn öffentlich aus, zur Warnung für Jedermann, den Raben aber zum Frasse.

Den Ort, wo die Kindesmörderin endete, zeigt man noch heutigen Tages. Etwa tausend Schritte von Groß-Lukow, nach Marin*) zu, liegt ein kleiner Hügel, der in dortiger Gegend Jedem bekannte und noch allgemein sogenannte „Gerichtsberg.“

In dunkler Abendstunde und des Nachts sieht man noch jetzt auf diesem Hügel oft Irrlichter tanzen, was merkwürdig genug ist, da man dieselben sonst nur an feuchten Orten und auf Mooren anzutreffen pflegt. Die Leute sagen, es sei das der Geist der Anna, deren Seele noch immer keine Ruhe gefunden habe, und Jeder meidet daher auch zur späten Zeit so viel als möglich diesen Ort. Führt Einen sein Weg dann aber doch noch nothwendiger Weise dort vorbei, so eilt er furchtsam

*) Ebenfalls ein Dorf in der Nähe Penzlins.

und mit raschen Schritten vorüber, um möglichst schnell aus dieser unheimlichen Gegend zu kommen und bald die schützende Behausung zu erreichen.

Die Jungfrau im pinnower See unweit Schwerin.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Es war einer jener stürmischen Novemberabende im Jahre 1812, wo es dem Menschen am gastlichen häuslichen Heerde so wohl ist, als um den Kamin eines ludwigsluster Hauses mehrere Männer saßen. Der Ernst der Zeit, des engeren und weiteren Vaterlandes Schmach und tiefe Erniedrigung lastete auf allen Gemüthern und machte auch diesen Männern das Herz schwer. Aber gerade in so trüber Zeit tritt die Erinnerung an die Vergangenheit lebendig vor die Seele; Jedem ist das, was ihre friedlichen Tage ihm Frohes und Trübes brachten, doppelt werth; er fühlt sich zu offener Mittheilung angeregt, durchlebt in der Theilnahme Anderer noch einmal sein eigenes Leben und vergißt über der Vergangenheit die Leiden der Gegenwart.

So hatte auch dieser Abend jene Männer vereint. Unter ihnen ist der Fischer aus dem Kirchdorfe Pinnow, ein ehrwürdiger Greis, über dessen Haupt fast 70 Jahre dahingegangen sind. Das von ihm an jenem Abende erzählte Erlebniß ward mir von einem Ohrenzeugen mitgetheilt, und ich gebe dasselbe hier getreu wieder.

Das Kirchdorf Pinnow liegt an der Straße, die von Criwitz nach Schwerin führt. Es ist von schönen Wiesen und Laubwaldungen prächtig eingefaßt und hat in seiner Nähe einen nicht großen Landsee, der fast ringsum von hohem Schilf umgeben ist; die Ufer sind mit Weiden und Birken geschmückt, die ihre langen Zweige auf den Wasserspiegel herab hängen lassen. Aus seiner Mitte erhebt sich eine Insel, Borgwerder genannt, nicht gar hoch über das Wasser, von einem schönen, weichen Rasen überzogen, von Bruchweiden und anderem niedrigen Gesträuch umstanden.

Zu den Bewohnern Pinnows gehört auch ein Fischer, der die Fischerei des Sees gepachtet hat. In den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es eben jener Mann, dessen schon vorher Erwähnung geschah, und der damals in dem Alter von etwa 26 Jahren stand.

Schon von frühester Jugend an war das Fischen auf dem See seine tägliche Beschäftigung, und es gehörte zu den täglichen Vorkommenheiten seines Berufes, am Abend die Netze über das Gebüsch des Borgwerders zum Trocknen auszubreiten.

Es war an einem Abende im Spätsommer, als er mit eben dieser Arbeit beschäftigt war. Die Sonne ist so eben untergegangen; der Himmel erglüht im Westen noch in der Pracht des Abendroths; Frieden und Schweigen ruhet auf der Natur. Da läßt sich ein leises Plätschern und Rauschen in dem Schilf des Borgwerders hören; die schlanken Halme des Rohres neigen sich tief herab, und hervor steigt aus des Wassers Tiefen ein schönes, liebliches Frauenbild. Furcht und Grauen bemächtigen sich des Fischers, als er so in stiller Abenddämmerung dem See ein menschliches Wesen entsteigen und vor sich stehen sieht. Er will in den Kahn springen, um schnell dem unheimlichen Orte

zu entfliehen, wird aber von einer sanften, klagenden Stimme angeredet, die ihn beruhigt und zum Bleiben nöthigt. Der Fischer, nicht ohne Furcht, aber angezogen von der sanften Gewalt der Worte und von der tiefen Wehmuth, die aus ihnen spricht, legt das schon ergriffene Ruder nieder und tritt näher. Er sieht vor sich, beleuchtet von dem matten Schimmer des Abendroths, eine jugendlich schöne weibliche Gestalt in weißem Gewande, das den Leib bis auf die Fußspitzen einhüllt und in weiten Falten umwallt. Das dunkle Haar ist aufgelöst und fällt vom Nacken und Schulter auf die Brust herab. Das Gesicht hat den Ausdruck großer Lieblichkeit, ist aber umdunkelt von Trauer und dem Gefühle großer Wehmuth. Das Auge ruht fragend und bittend auf dem Fischer. Nachdem sie ihn einige Augenblicke unverwandten Blickes angesehen, hebt sie also an:

„Auch ich lebte einst, wie Du, unter frohen, fleißigen Menschen und hatte Theil an ihrem Leid und ihrer Lust. Vater und Mutter liebten mich, und ich war glücklich in dieser Liebe. Aber eine unselige Macht, deren Namen ich nicht nennen darf, stürzte mich in namenloses Elend und führte mich in die Tiefe dieser Insel, wo ich, fern von allen menschlichen Wesen, freudlos meine Tage vertrauern muß. Ein Zauber lastet auf mir und hat mich in die Gestalt einer Kröte verwandelt. Nur alle hundert Jahre wird an dreien Abenden der schreckliche Zauber gelöset, und ich darf zu dieser Zeit in meiner früheren Gestalt auf der Insel einige Stunden verweilen. Jeden Abend während dieser drei Tage werde ich nach jenen Stunden wieder in eine Kröte verwandelt, kann dann aber bis zum nächsten Abend auf der Insel bleiben; sind die drei Tage aber zu Ende, dann muß ich wieder hinab in die Tiefen der Insel. Nur Ein Mittel giebt es, den Zauber auf immer zu bannen und mich zu befreien, und ich will es Dir nennen: Kömmt zu jener Zeit, wo ich auf der Insel sein darf, ein Mann, dessen

Herz nie von sträflicher, sündlicher Leidenschaft entflammt ward, und entschließet sich, in einer von diesen drei Nächten, zur Mitternachtstunde dreimal auf seinen Knien um die Insel zu kriechen und mich, die ich ihm jedesmal als Kröte begegne, zu küssen, so bin ich erlöset aus den Fesseln, die mich gefangen halten.“

Die Jungfrau hielt nach diesen Worten ein und sah den Fischer forschend und fragend an. Dann fuhr sie fort: „Du weißt nun, in welchem Elend ich schmachte und wie meine Bande zu lösen sind. Laß Dich meine Noth rühren und entschließe Dich zu meiner Befreiung. Du darfst für Leben und Sicherheit keine Furcht hegen; Dich umgiebt eine schützende Macht, der auch mein Widersacher unterthan ist. Ich werde Dir folgen auf Deinem Wege und die Hindernisse beseitigen helfen, die Dir entgegenstehen. Und hast Du mich gerettet, dann wird Dir ein reicher Lohn werden, in dessen Besitz Du großen Glückes genießen wirst.“

Die Jungfrau schwieg. In dem jungen Fischer kämpften die verschiedensten Gefühle. Er war von tiefem Mitleid für das Schicksal der Unglücklichen erfüllt. Aber es schien ihm ihre Befreiung ein großes Wagniß zu sein, und fürchtete er, selbst in die Bande zu gerathen, die er sprengen sollte. Deßhalb weigerte er sich standhaft, und als er mit flehender Geberde wiederholt gebeten ward, gab er das Versprechen, die Sache in stille Ueberlegung zu ziehen und am nächsten Abend wiederzukommen.

Der Abend dämmerte; das Abendroth umsäumte wieder den westlichen Himmel mit seinem Purpur. Der Fischer hängte mit banger Erwartung seine Netze auf das Gebüsch des Borgwerders. Da vernimmt sein Ohr wieder das leise Plätschern des Wassers; das Schilf flüstert und neigt sich, und hervor aus dem Wasser steigt die weiße Jungfrau, den Fischer mit ihrem sanften Auge anblickend. Das Antlitz ist nicht mehr so

von Trauer umdunkelt, es wird belebt von einem Strahl von Hoffnung. Sie richtet an den Fischer die Frage, ob er sich entschließen wolle, in der nächsten Mitternachtsstunde das Werk ihrer Befreiung auszuführen. Er will es, aber nur unter der Bedingung, daß er einen Freund mitbringen dürfe, der ihm bei etwa drohender Gefahr helfend und schützend zur Seite stehe. Bei diesen Worten tritt sie mit rührender Geberde vor den Fischer hin und spricht: „Deinem Leben drohet keine Gefahr, da es schützend von dem Arm eines Mächtigen umgeben wird, dem auch mein Peiniger weichen muß. Meine Errettung ist aber an die Bedingung geknüpft, daß Du allein kömmst und ohne Furcht und Hülfe aufopfernden Sinnes Dich meiner Befreiung hingiebst. Nur so kann der Zauber gelöst und mein Gefängniß gebrochen werden.“ Dem jungen Fischer ist's aber so bange um's Herz; gerne möchte er der flehenden Jungfrau helfen, — aber ein Grauen hält ihn ab, zur Geisterstunde die Insel zu umkriechen, wo es nach alter Sage um die mitternächtliche Stunde nimmer geheuer sein soll und Geister ihren Umgang halten. Er wiederholt seine Weigerung und die Bedingung, unter der er mit dem Schlage 12 auf den Borgwerder kommen will. Die Jungfrau läßt nicht ab mit dringender Bitte; sie schildert ihm wiederholt ihre Noth und das entsetzliche Elend ihres Zustandes. „Hast Du das Werk ausgerichtet und mich der Hand meines Peinigers entrissen, dann harret Deiner großer Lohn: eine goldene Tafel wirst Du empfangen, die Dir und Deinen Nachkommen reichen Segen bringen wird bis in die fernste Zeit.“ Dem Fischer ist's so weh und so bange um's Herz; schon glaubt er, in der Abenddämmerung tanzende, drohende Kobolde auf dem Borgwerder ihr neckendes Spiel treiben zu sehen; er spricht's zum letzten Male aus, nur in der Begleitung des Freundes kommen zu wollen.

Da füllt sich das Auge der Jungfrau mit Thränen und sie bricht in die Klage aus: „So muß ich denn wieder hinunter in Nacht und Grauen und darf nicht weilen im Licht der Sonne, darf nicht sein, wo Menschen sich freuen! Muß wieder 100 Jahre in Finsterniß des Tages harren, wo es mir vergönnet, in meiner eigenen Gestalt zu erscheinen und nach einem Retter umzuschauen!" —

Das Abendroth ist verschwunden; der Frieden der Nacht hat seine stillen Flügel über Dorf und Feld ausgebreitet. Wieder läßt sich das Plätschern des Wassers und das Schwanken und Flüstern des Schilfes vernehmen. Die Jungfrau steigt unter das Wasser, nnd ihr letzter Klageton verhallt mit der zerrinnenden Welle.

Die Papendönken-Kuhl im Ratzeburgischen.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

In uralten Zeiten, als die Wälder noch so dicht waren, daß man kaum hindurch kommen konnte, lebte im Ratzeburgischen in einer Grube im Papenholze, zwischen Campow und Römnitz, ein Mörder, Papendöne genannt, sicher und ohne Gefahr entdeckt zu werden. Als er nicht länger allein leben mochte, griff er sich eine lübeckische Frau, welche ihm nach und nach sieben Söhne gebar. Aber die ließ er nicht leben, er schnitt den armen Kindlein die Köpfe ab, zog sie auf einen Strick und tanzte damit umher und sang:

„So dantzet, so dantzet, miene leeben Söhnken,
Dat Dantzent dat makt ju Varer Papedönken.“*)

Einstmals erlaubte er auch seiner Frau, die Ihrigen in Lübeck zu besuchen, aber zuvor mußte sie ihm schwören, daß sie wiederkommen und keinem Menschen das Geringste von ihrem Aufenthalt und Schicksal entdecken wolle. Da kaufte sie sich ein Faß Erbsen, winkte ihren Freunden, ihr zu folgen, und streute die Erbsen in den dicken Wald, um so den Weg zu bezeichnen, den sie gegangen war. Und als sie müde geworden, setzte sie sich auf einen Stein und klagte dann ihr großes, unsägliches Leid, wie der Räuber sie ergriffen, ihre Kinder getödtet und ihr es durch einen Eid unmöglich gemacht, sich bei irgend einem Menschen Trost zu suchen. — Die Freunde merkten auf ihre Worte und auf den Weg, holten sich Beistand und ergriffen den Mörder, der dann auch den Lohn erhielt, den seine Thaten werth waren.

Die rothe Kuh bei Warlin, zwischen Neu-Brandenburg und Friedland.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Wie es im ganzen Land geschah,
Wenn just der erste Mai war da,

*) „So tanzet, so tanzet, meine lieben Söhnchen,
Das Tanzen das macht euer Vater Papedönken.“



So ließ man auch im Dorf Warlin
Die Kuhheerd dann zu Felde ziehn.

Und jedesmal gesellte sich
Von einem Hügel eilendlich
Zur Heerde eine rothe Kuh
Und sprach der Weide wacker zu.

Mit jedem Abend schwand sie fort
Zum Hügel, ihrem Wohnungsort;
Und jeden Morgen früh erschien
Sie bei der Heerde von Warlin.

Das ging den ganzen Sommer durch,
Und wer da kam von Brandenburg
Zu reisen hin nach Friedeland,
Dem ward die rothe Kuh bekannt.

Im Herbst, wenn's Futter schon gebrach,
Stellt sich am letzten Weidetag
Die Kuh mit gold'nem Halsband ein,
Das sollt des Hirten Löhnung sein.

Hat er genommen es ihr ab,
Alsbald sie sich zum Hügel gab,
Und für den Winter unsichtbar
Die rothe Kuh für Jeden war.

Einstmals zog dieses Weges hin
Ein Wanderer mit frohem Sinn;
Da bei dem Hügel sterbenskrank
Die rothe Kuh lag breit und lang.

Dem nahen Hirten rief er zu:
„Geht doch zur kranken, rothen Kuh,
Versehet besser Eure Pflicht,
Sonst rettet Ihr vom Tod sie nicht!“

Als schnellen Schritts der Hirt sofort
Sich hinbegab an jenen Ort,
War von der Kuh auch keine Spur,
Und wähnt er sich genarret nur.

Doch nimmer wieder sie erschien,
Um mit der Heerd zu Feld zu ziehn.
Und als den Hügel man trug ab,
Entdeckte man ein Hünengrab.

Lohn und Ende des Kirchenschänders Henneke von M. auf Ludorf bei Röbel.

Das eine halbe Meile von Röbel entfernte Gut Ludorf mit seinen fruchtbaren Aeckern, schönen Wiesen und Waldungen, gehörte früher der nun schon längst ausgestorbenen Familie von M.... Ein Sprosse dieses alten mecklenburgischen Adels-

geschlechts, Ritter Henneke, war ein gar arger und gottloser Mensch, der nicht den Titel eines Edelmannes verdiente und im höchsten Grade den guten Ruf und Namen seiner in der That edlen Vorfahren schändete und befleckte. Er preßte und drückte nicht nur seine Leute auf die härteste Art, sondern er verleugnete und lästerte auch Gott und sein heiliges Wort und führte ein wildes, sündhaftes Leben.

Wie schon seit uralten Zeiten und so auch noch heutigen Tages das Patronat der dortigen kleinen Dorfkirche immer die Gutsherrschaft ausübt und zugleich auch dafür zu sorgen hat, daß das Gotteshaus in baulichem Zustande erhalten und durch einen in der Nähe wohnenden Prediger mitversorgt wird, so lagen also auch damals dem Henneke von M...., als derzeitigen Besitzer Ludorf's, diese Pflichten ob. Doch er vernachläßigte sie nicht allein, sondern trat sie sogar noch auf das Frevelhafteste mit Füßen, indem er, als ihm dieserhalb von gutmeinenden Leuten Vorstellungen gemacht wurden, im sündhaften Trotze äußerte: er wolle der Welt zeigen, daß er hier auf seinem Gute allein nur Herr sei und ihm Niemand, gleichviel ob Gott oder Menschen, zu befehlen und Vorschriften zu machen habe.

An Gottesdienst oder sonstige christliche Feierlichkeiten war also auch während der ganzen Zeit seiner Herrschaft nicht zu denken. Glaubte und kümmerte er sich doch selbst nicht um Gott und Religion, das Heil und Seelenwohl seiner Tagelöhner und Dienstleute aber lag ihm natürlich erst recht nicht und ebensowenig als ihr leibliches Wohlbefinden am Herzen.

Die jetzt so sinnig geschmückte, so sauber und lieblich dastehende ludorfer Kirche gewährte zu Henneke's Zeiten einen höchst trüben und düsteren Anblick; überall Spuren von Roheit, Gefühllosigkeit und Entweihung. Der Thurm war eingestürzt,

die Ziegel auf den Dächern größtentheils verwittert und heruntergefallen, die Gräber geöffnet und durchwühlt, der Altar, die Kanzel und das Gestühl umgestoßen und wild durcheinandergeworfen; durch die zertrümmerten Fenster pfiff der Wind, Regen und Schnee hatten ungehinderten Zutritt und zerstörten so völlig, was bis dahin noch von ruchloser Menschenhand verschont geblieben war. Wo sonst Gotteswort verkündet wurde, wo sonst fromme Gesänge erschallten und Andächtige beteten, da wohnete jetzt das Grauen, da nistete allerlei Ungeziefer und Gewürm, da ertönte in dunkler Abendstunde das heisere Gekrächze eines Uhu und das unheimliche Zirpen der schnell dahinhuschenden Fledermäuse; wo ehemals heilige Bilder hingen und geweihete Kerzen brannten, da flatterten jetzt dichte Spinnengewebe und vom Zuge bewegte Fetzen. Staub, Schutt und Trümmer bedeckte Alles, und Modergeruch erfüllte die verwüstete, öde Stätte des Herrn.

Viele Jahre hindurch lebte Henneke in Saus und Braus, in Sünden und Laster; er sank immer tiefer und ging mit schnellen Schritten seinem geistigen und leiblichen Untergange entgegen. Da er sich wenig um die Bebauung der sonst so ergiebigen Felder seines Gutes bekümmerte, überhaupt die ganze Ackerwirthschaft sehr darniederlag und fast garnicht beaufsichtiget wurde, so verminderte sich seine Einnahme auch von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr. Trotzdem aber trieb er es immer ärger, verpraßte und verbrauchte täglich mehr Geld, und so kam es denn, daß er später Schulden machen und zuletzt gar sein Gut verpfänden mußte.

In dieser Zeit erschien eines Tages ein fremdländischer Pferdehändler auf dem Hofe zu Ludorf; Niemand kannte denselben, Keiner wußte, woher er gekommen, aber Alle, die ihn sahen, fürchteten sich, so unheimlich und abenteuerlich sah der

Mann aus. Dieser ließ sich nun sofort bei Henneke anmelden und ihm zugleich dabei sagen, daß er eigens deshalb gekommen, um dem Herrn Ritter von M.... einen ganz ausgezeichneten und sehr seltenen Renner vorzustellen. Henneke, ein großer Pferdeliebhaber und wilder, verwegener Reiter, erschien sogleich, um das angebotene Thier in Augenschein zu nehmen. Dasselbe, kohlrabenschwarz, mit langen, starken Mähnen, von riesigem, kräftigem Wuchse und Körperbaue und wildem Ansehen, hatte seinen ganzen Beifall und sofort befahl er seinem Reitknechte Johann das Pferd zu besteigen und vorzureiten. Dem Gebote seines Herrn gehorchend, schwang sich dieser alsbald, mit einem Satze, auf des Rosses Rücken, aber ebenso schnell, in demselben Augenblicke, lag er auch schon wieder heruntergeworfen, zu Boden. Wohl zehnmal noch bemühte sich der arme Johann, der doch sonst auch ein recht tüchtiger und geschickter Reiter war, sattelfest zu bleiben, aber immer umsonst. Wüthend hierüber und mit den Füßen stampfend, schlug Henneke dem zitternden Reitknecht mit der Gerte in das vor Angst und Schrecken bleiche Gesicht, ihm dabei zudonnernd, sogleich seinen Dienst zu verlassen und sich vom Hofe zu packen. Dann rief er seinen Kutscher und sämmtliche Hofknechte herbei, ihnen ebenfalls seinen vorigen Befehl wiederholend. Doch auch von diesen gelang es Keinem, sich im Sattel zu halten, geschweige denn das Pferd zu bändigen, und bald wichen auch sie Alle entsetzt und bebend zurücke, sich dabei einander zuflüsternd, daß es gewiß nicht ganz richtig mit dem Schwarzen sei, ja daß er wol gar vom Bösen besessen wäre.

Fluchend und tobend bestieg jetzt Henneke selbst das Pferd; wüthend stieß er ihm die Sporen in die Seiten, daß das dunkle Blut heruntertropfte und schlug und hieb dabei mit seinem Knotenstocke aus allen Leibeskräften auf Kopf und Rücken des

Thieres los. Hell auf wieherte das Roß, hoch bäumte es sich in die Luft, schäumend knirschte es mit den Zähnen und im sausenden Galoppe jagte es mit seinem Reiter davon. Alle Versuche und Anstrengungen des wilden Rosses, auch diesen Peiniger wieder abzusetzen, blieben erfolglos; fest, wie angeschmiedet saß Henneke auf seinem Rücken, immer ärger gab er ihm die Sporen, immer stärker bearbeitete er mit dem Knittel seine Glieder und immer mehr trieb er es zur Eile an. Bald fühlte es die Uebermacht seines jetzigen Reiters; er hatte es bezwungen und lammfromm gehorchte es endlich seinem Willen.

Triumphirend kehrte Henneke auf dem mit Blut und Schweiß bedeckten, vor Furcht und Erschöpfung zittern und keuchenden Pferde zurück, den Besitzer schon aus der Ferne fragend, was er dafür verlange. Denn haben mußte und wollte er jetzt dasselbe auf alle Fälle, um jeden Preis der Welt. Der finstere Roßhändler forderte eine hohe Summe; Henneke eilte sie sofort zu holen, aber oh Schreck! er hatte nicht mehr so viel im Besitze. Auf Gott und die Welt fluchend, theilte er dies dem Verkäufer mit, der ihm höhnisch grinsend zuhörte; dann aber schlug er, nach einem Augenblicke düsteren Nachsinnens, plötzlich und mit einem Male eine teuflische Lache auf und schrie dabei: „Oh ich weiß schon Rath, der Schwarze wird doch mein!“ „Dort die Glocken aus dem eingestürzten Thurme der alten Polterkammer will ich Euch geben,“ rief er in sündhaftem Trotze aus, „Ihr seid gewiß damit zufrieden, ist doch der Metallwerth derselben ein höherer, als Ihr gefordert! Wollt Ihr? Ihr macht einen guten Handel!“ „„Topp!““ sagte der Andere, „„meinetwegen denn in drei Teufelsnamen!““ und schlug dabei bejahend in die dargereichte Rechte des Ritters ein.

Bald waren die Glocken aus dem Schutte hervor geholt. Schadenfrohen Gesichtes zog der unheimliche Fremde damit von dannen, während der kirchenräuberische Henneke sich mit seinem neuerworbenen Rosse auf dem Hofe herumtummelte und Gott und seine Kirche verspottend, dem Abziehenden nachsah.

Nicht lange nach dieser Begebenheit mußte Ritter Henneke schon Ludorf verlassen. Sein Gut war über und über verschuldet, die Gläubiger drängten immer ärger, und da er keinen derselben mehr befriedigen konnte, so nahmen sie das ihnen schon früher verpfändete Ludorf als eigen an. Er zog nun nach Röbel und miethete sich dort eine kleine Wohnung. Das letzte Wenige, was er noch besaß, war bald verbraucht und nichts mehr war ihm von all dem reichen Erbe seiner Vorfahren geblieben, als nur das bewußte Pferd; alles Andere hatte er vergeudet, verpraßt und durchgebracht und nackt und arm stand er jetzt in seinem Alter da. Das Pferd aber, der Erlös seines Kirchenraubes, gehörte ihm noch immer; so oft er es auch schon feilgeboten, kein Mensch wollte es kaufen, Niemand wollte es haben, selbst auch nicht unentgeldlich. Denn Jedermann fürchtete sich vor dem wilden, schwarzen Thiere, das nur allein Henneke und kein Anderer reiten und regieren konnte; Viele aber glaubten und meinten auch, daß es nicht ein ordentliches Pferd, sondern eins aus dem Stalle des Teufels sei.

In höchster Armuth und größtem Elende starb endlich Henneke von M...., wie eine alte Urkunde berichtet, im Jahre 1638 an der furchtbaren Pest zu Röbel, ohne sich vorher zu Gott gewendet zu haben. Unter den schrecklichsten Qualen und Martern nnd mit einem gräßlichen Fluche hauchte er sein sündhaftes Leben aus, ohne Beichte und Buße, ohne Trost der Religion, ohne Hoffnung auf Verzeihung seiner vielen, vielen

Sünden. — Deshalb wurde ihm auch kein ehrliches, christliches Begräbniß zu Theil; keine Glocke läutete, keine Thräne floß um ihn, keine Seele betete an seinem Sarge, kein Prediger segnete seine irdische Hülle, ehe man sie in die kühle Gruft senkte. Den Sarg auf einer Schleife, so wurde Henneke's Leiche eines Tages, in später Abendstunde, von seinem schwarzen Rosse nach dem Gottesacker gezogen und dort ohne Sang und Klang verscharret. — Schaudere oh Leser, das war das Ende eines Gotteslästerers, eines frechen Kirchenschänders; — Gott selbst hatte ihn gerichtet! —

Als das Pferd mit der Leiche seines Herrn bei der offnen Gruft angekommen, sprengte und zerriß es sofort seine Banden, und mit wild gesträubten Mähnen, weit aufgerissenen Nüstern und gellem Wiehern eilte es in rasendster Schnelle davon. Hoch auf wirbelte der Staub, Funken sprühten unter seinen mächtigen Hufschlägen aus den Steinen, und bald war es in der Dämmerung den Augen des sich bekreuzenden Todtengräbers entschwunden.

Einige Tage später fanden Arbeiter den Leichnam des Pferdes in einem Brunnen; dort war es in seinem wilden Fluge hineingestürzt und ertrunken. —

Die uralte ludorfer Kirche, von der eine alte Sage erzählt, daß sie ein Ritter von Marin, nach seiner glücklichen Heimkehr aus dem gelobten Lande, wohin er mit dem ersten christlichen Fürsten Mecklenburg's, Pribislav II.,*) gezogen war, erbauet habe, steht noch heute, — Henneke's Nachfolger stellten

*) Siehe Seite 14.

sie wieder her, baueten den Thurm wieder auf und versahen ihn mit neuen Glocken, — und gewährt, von hohen, herrlichen Bäumen und grünen Rasen umgeben, in ihrem jetzigen sauberen Gewande, einen ungemein lieblichen und wohlthuenden Anblick und zeugt zugleich von dem religiösen Sinne ihres derzeitigen Patrons.

Das Kloster Doberan und der heilige Damm.*)

Im Mecklenburger Lande, umringt von düsterm Wald,
Nicht fern vom Meeresstrande, wo wild die Brandung hallt,
Da stand in grauen Zeiten, wo Finsterniß und Wahn
Das Land noch wollt bestreiten, das Kloster Doberan.

Des Heilands Wort zu künden im Lande weit und breit,
Von Heidenthum und Sünden zur milden Christenheit,
Das rohe Volk zu leiten durch Lieb und Wahrheitsstärk,
Das war zu allen Zeiten der frommen Mönche Werk.

Der Götzenpriester Stimme im Haß für Christi Wort
Riß oft zu wildem Grimme die blinden Heiden fort.
Und mancher Heilge büßte für Lieb mit Qualentod,
Doch Gottesfurcht versüßte den Frommen jede Noth.

---

*) Der Name des Schreibers dieser Sage ist mir bis jetzt noch unbekannt; durch die Hand eines Freundes von meinem Unternehmen ging mir dieselbe zu. Der Herausgeber.

Nie ward aus ihrem Munde ein Klageton gehört,
Es wurde aus dem Grunde das Kloster selbst zerstört;
Die Mönche stark im Glauben, sie stellten 's wieder her,
Nicht Mord, noch Brand, noch Rauben erstickte ihre Lehr.
„Dereinst wird dennoch dringen die lautre Wahrheit durch
Das Werk es muß gelingen, denn Gott ist unsre Burg."
Bei solchem Hochvertrauen schreckt keine Müh sie ab
Und sahn sie ohne Grauen in Qualen, Noth und Grab.

Es häuften sich die Leiden der Mönche immer mehr,
Denn ärger als die Heiden bedrängte sie das Meer:
Die Ostsee überschwemmte so wüthend rings das Land,
Daß nicht die Wogen hemmte ein Werk von Menschenhand.
Es stürmten oft die Wellen zum Kloster selbst herein,
Verderbte Trank und Speisen, daß auf dem Klosterdach
So mancher dieser Waisen dem Hungertod erlag.
Wer fliehend wollt vermeiden die grause Hungersnoth,
Fand meist, wenn nicht durch Heiden, in Fluthen seinen Tod.
In allen diesen Nöthen, so schaurig, ließen sie
Vom Singen und vom Beten für Andrer Seelen nie.
Oh Liebe sonder Gleichen! Der Himmelskrone werth,
Wie weit muß Irrthum weichen, wo du die Wahrheit lehrst!
Doch eh' die heil'ge Lehre sie sollten siegen sehen,
War noch für Gottes Ehre manch Leiden zu bestehen.

Die Priesterschaft der Götzen wollt mit vereinter Kraft
Den letzten Stoß versetzen der frommen Brüderschaft.
Sie drohte mit der Götter gewaltgem Zorn dem Land,
Mit Blitz und Hagelwetter und hohem Wasserstand,

Wofern der Mönche Worten das Volk sein Ohr noch lieh,
Und reizte aller Orten zur Feindschaft wieder sie.
Kein Bruder durft sich wagen hinunter in das Land,
Er wurde stracks erschlagen von grimm'ger Heidenhand.
Und gleich, wie hier vom Lande, bedrohte auch Gefahr
Zur selben Zeit vom Strande die fromme Brüderschaar.
Das Meer hatt' sich erhoben und nahte sich mit Braus,
Man hörte schon das Toben, nicht fern vom Gotteshaus.

Die gier'gen Wölfe heulen, die Brandung tobt und kracht
Es kreischen Schaaren Eulen ihr „Schuhu!" durch die Nacht.
Die wilden Opferlieder der Heiden schallen drein,
Kein einz'ger Stern blickt nieder, der Mond versteckt den Schein;
Doch drinn' im Gotteshause, da treten still hervor
Die Mönch aus enger Klause und sammeln sich im Chor.
Sie setzen still sich nieder beim schwachen Lampenlicht
Und schauen hin und wieder mit Wehmuth im Gesicht.
Und siehe, da erhebet mit Würde sich ein Greis,
Hat hundert Jahr gelebet, sein Bart ist silberweiß.
Und fromm die Hände faltend, blickt er zum Himmel an,
Und spricht, am Stab sich haltend, mit sanfter Stimme dann:
„Wenn Menschenkraft sich endet, von wo kommt Hülf uns her,
Wenn Er sie uns nicht sendet, dem Himmel, Erd und Meer,
Und was da lebt und webet, zum Dienst ist unterthan?
Zu Ihm, oh Brüder, hebet die Herzen himmelan!
Denn dem, der stark im Glauben sich nahet mit Gebet
Kann nichts die Hülfe rauben, sie kommt, ob früh, ob spät! —
Warum denn feig verzagen? Oh, hebet Herz und Hand,
Laßt Ihm das Leid uns klagen und dem, den Er gesandt.
Und Er wird gnädig wehren der grausen Wassernoth,
Damit zu seinen Zeiten wir pred'gen sein Gebot." —

Es schweigt der fromme Pater, und Jeder beugt das Knie
Und fleht zum Himmelsvater, so brünstig, wie noch nie;
In glühn'der Andacht dringen die Wort' aus Brust hervor
Dann heil'ge Lieder schwingen zum Himmel sich empor.
Und Engel schweben nieder vom hohen Sonnenzelt
Zu sehn die frommen Brüder, die frömmsten dieser Welt.

Derweil die Andern sangen, blieb Einer Wache stehn,
Der war hervorgegangen auf's Meer hinauszusehn.
Und hell schon strahlt die Sonne, da kommt er schnell zurück,
Sein Antlitz kündet Wonne, in Thränen schwimmt sein Blick:
„Singt Lob dem Herrn, ihr Brüder, ein Wunder ist geschehn!
Das Meer ich sah es wieder, zurück zum Strande gehn.
Ein Lüftchen ganz gelinde, triebs so geschwind von dann'n,
Wie vor dem stärksten Winde ein Schiff nicht fliehen kann.
Ich folgt, wie nachgezogen, dem Meer im vollen Lauf —
Es hielt die fliehn'den Wogen, mein schwacher Lauf nicht auf —
Ich sah es endlich wieder, wer schildert! was entzückt —
Ihr guten, frommen Brüder — mein Auge da erblickt:
'nen Damm von höhern Händen, der hin am Meere streicht,
Daß beide seiner Enden das Auge nicht erreicht.
Von runden, glatten Steinen, oh geht, seht selbst ihn an,
Weil ich nur dankend weinen und nicht erzählen kann."

Der Gotteskinder Danken, wie weinend sie zugleich
Am Altar niedersanken in Rührung fromm und weich!
Wie wortlos ihre Seelen sich schwangen auf zum Licht —
Ein Andrer mag's erzählen, denn ich vermag es nicht.

Wie nun die Heiden sahen den wunderbaren Damm,
Erlosch im Fern und Nahen gar manche Opferflamm:

„Fürwahr die Mönche finden sich unter höherm Schutz!
Der Gott, den sie verkünden, der biet't dem unsern Trutz,
Der sie mit ihrer Lehre, so wunderbar erhält
Ist werth, daß Alles ehre in ihm den Herrn der Welt!“
Von brünstigem Verlangen beseelt, kam Hauf auf Hauf
In's Kloster, zu empfangen die heil'ge Christentauf.
Da hatt' den Sieg errungen des Heilands reine Lehr,
In Kurzem ward gesungen zu keinem Opfer mehr.

Das Kloster konnt vergehen,
Der Mönche Werk besteht,
Besteht und wird bestehen,
Wenn auch die Welt vergeht.
Und, wie der Christenglaube
Von überird'schem Stamm
Wird nimmer auch zum Raube
Der Zeit — der heil'ge Damm.

Die verfluchte Uhr auf dem Kirchthurme zu Friedland.

In alten Zeiten hatte einmal der damalige Besitzer von Lübbersdorf bei der begüterten Stadtkämmerei zu Friedland eine kleine Anleihe gemacht und zur Sicherheit derselben einen großen Theil seiner Aecker am sogenannten Immenhofe verpfänden müssen.

Wenngleich auch der Ritter von Lübbersdorf sonst recht gut zu Wege war, ja eigentlich wohlhabend genannt werden

konnte und sich daher auch noch nie in Geldverlegenheit befunden hatte — denn er war ein tüchtiger, einfacher und thätiger Landwirth, — so sah er sich doch einmal wegen plötzlicher Kündigung und gleich darauf folgender Auszahlung von einigen, schon seit alten Zeiten in seinem Gute stehenden fremden Geldern genöthiget, eine Anleihe zu machen. Er hatte sich dieserhalb, wie wir schon gehört, nach dem nahen, nur eine halbe Meile von ihm entfernten Friedland gewendet und von der dortigen Stadtkämmerei das gewünschte Geld erhalten, jedoch nur unter der Bedingung, dasselbe an einem bestimmten Tage, vor Ablauf der zwölften Stunde auf dem Rathhause wieder zurücke zu zahlen, wo nicht, das verpfändete Grundstück dann der Stadt für immer verfallen sein sollte.

Zeitig genug hatte sich nun unser Rittersmann an dem bestimmten Tage mit der geliehenen Summe Geldes auf den Weg gemacht und kaum sahen ihn die Friedländer, wie er aus der Ferne auf seinem muthigen Rosse herangesprengt kam, als sie, voller Habgier und lüstern nach seinen verpfändeten schönen Aeckern, schnell auf den Kirchthurm eilten und den Zeiger der Uhr um eine Stunde weiter vorrückten.

Grade wollte der Ritter durch das Thor in die Stadt lenken, als es auch schon zu seinem größten Schrecken zwölfe auf dem Thurme schlug. Im höchsten Zorne über sein vermeintliches zu spät Kommen und den ihm dadurch erwachsenden bedeutenden Verlust, stieß er, sein Mißgeschick verwünschend, einen recht harten und argen Fluch über die unschuldige Kirchthurmuhr aus, der denn auch alsbald in Erfüllung ging. Denn von dieser Zeit an eilte die sonst so richtig gehende Uhr immer vor. Alle angewendeten Mittel und Versuche dieselbe wieder in Ordnung zu bringen, blieben erfolglos. Trotzdem man auch die geschicktesten Uhrmacher von nah und fern kommen

ließ, so gelang es doch Keinem, dieselbe zum langsameren, geschweige denn zum Richtiggehen, ja nicht einmal zum Stillestehen zu bringen; sie lief nur noch immer mehr und ärger, bis man sich denn endlich entschloß, das alte Werk ganz zu entfernen und es durch ein neues zu ersetzen, seit welcher Zeit denn nun die friedländer Kirchthurmuhr wieder ganz richtig geht.

Der Denkstein auf dem wolkenschen Felde bei Bützow.

An einem schönen Sommermorgen, zu Ende des Monats Juny im Jahre 1623, bewegte sich eine schwere Reisekutsche mit 2 kräftigen Rappen bespannt, munter fort auf der bützower Landstraße. In derselben befanden sich Alexander von Harten und sein Schreiber und Diener, Heinrich Hans Andreas von Driesen genannt; auf dem Bocke aber saß der alte treue Kutscher, Peter Wirow.

Alexander von Harten, Bürgermeister der damals noch herzoglich pommerschen Stadt Demmin*), war zwar ein gestrenger, aber doch ein durchaus rechtlicher und redlicher Mann. Er beschützte und förderte das Gute und Wahre, hielt strenge

*) Mit Bogislaus XIV. starben 1637 die Herzöge von Pommern aus. Das Land kam darnach theils an Schweden, theils an Kur-Brandenburg. 1720 trat Schweden den größten Theil seines pommerschen Antheils und 1815 auch den letzten Rest desselben an Preußen ab, seit welcher Zeit denn nun ganz Pommern der Krone Preußens einverleibt ist.



auf Recht und Gesetz, auf Zucht und Ordnung in der seiner Oberleitung anvertrauten Stadt, und war so dem guten Bürger ein Freund und Beschützer, dem schlechten aber ein unnachsichtlicher Richter und Bestrafer. Daher liebten und verehrten ihn nicht allein alle braven Einwohner Demmin's, sondern auch alle Diejenigen, welche mit ihm in nähere Berührung kamen und somit Gelegenheit hatten, seinen herrlichen Charakter kennen und schätzen zu lernen.

Harten hatte Geschäfte in Mecklenburg gehabt und befand sich nun auf der Rückreise nach seiner Heimathstadt. Außer vielen wichtigen Papieren, die er bei sich führte, enthielt auch sein Reisekoffer noch eine bedeutende Summe baaren Geldes, welches er auf die Bitte und im Auftrage eines demminer Einwohners — als dessen Erbtheil von einem im Mecklenburgischen verstorbenen reichen Verwandten, — zugleich auch noch auf dieser Reise an betreffender Stelle einkassirt hatte.

Um nicht lange von Demmin abwesend sein zu wollen, hatte Alexander von Harten seine Geschäfte soviel als thunlich beschleunigt und beeilte sich nun, die Heimath möglichst schnell wieder zu erreichen. Deshalb ließ er nur wenig unterwegs anhalten und reisete fast in einem Zuge zurücke; nur einen Theil der Nacht und am Mittage, während der stärksten Sonnenhitze, rastete er, um seinen Pferden die nöthige Ruhe und Erholung zu gönnen, die dann noch besonders von dem treuen, für das Wohl seiner lieben Thiere so sehr besorgten Peter Wirow durch doppelte Haferrationen entschädiget und neu gestärkt wurden.

Auch heute war man wieder sehr frühe ausgefahren, dafür wollte man während der heißen Tageszeit ein Paar Stunden anhalten und wenn es dann kühler geworden, die Weiterreise fortsetzen. So mogte es etwa zwischen 5 und 6 Uhr Morgens

sein, als sich unsere Reisenden auf dem wolkenschen Felde unweit Bützow befanden. Recht matt und müde hatte der Bürgermeister den Kopf in die Ecke des Wagens gedrückt, und verriethen seine geschlossenen Augen und das gleichmäßige Athmen, daß er eingeschlafen war. Auf dem ehrwürdigen Gesichte des alten Herrn, von langen grauen Locken umrahmt, ruhte stiller Friede, fromme Glückseeligkeit und Freude; er schlummerte so sanft und träumte von Weib und Kind daheim, von seinem häuslichen Glücke und von den nahen reinen Freuden, die ihm das Wiedersehen seiner Lieben, nach dieser kurzen Trennung bereiten werde. Er war ja der zärtlichste Gatte, der liebevollste Familienvater, und Frau und Kinder hingen deshalb auch mit größter Liebe an ihm und freuten sich gewiß ebenso sehr zu seiner Rückkunft, als er es selbst that, noch zu, da er sie jetzt einen Tag früher überraschen wollte, ehe er ursprünglich zurücke zu kommen verheißen hatte. Aber ach, der Mensch denkt, und Gott lenkt! —

Auch des alten, getreuen Peter Wirow's Gedanken weilten daheim; er dachte an die nahe Erndte und die sonstigen, für die nächste Zeit wol am nothwendigsten Hof- und Feldarbeiten seines Brodherrn, dem er nun schon seit einer langen Reihe von Jahren mit seltener Treue und Anhänglichkeit diente und dessen Vieh- und Ackerwirthschaft er seit dieser Zeit mit größter Redlichkeit und Umsicht besorgte und vorstand. Schläfrig nickend saß er auf dem Bocke, zwar schlaff, doch sicher die Zügel mit der Linken, die Peitsche nachläßig in der Rechten haltend, während die klugen Pferde im langsamen Trabe, munter die Landstraße verfolgend, den Wagen weiter zogen.

Alles war ruhig und stille umher, friedlich nnd noch halb träumend lag die ganze Gegend im freundlichen Morgensonnenscheine da; dampfend stieg der Morgenthau in die Höhe, gleich

Diamanten blitzten die klaren Tropfen an den leise bewegten Grashalmen. Nur im Dornenbusche zirpte das Heupferdchen, und in den Lüften wiegte sich die Lerche und schmetterte jubilirend ihren Morgengruß aus der Höhe hernieder.

„Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen!“ sagt ein altes, wahres Sprüchwort, und so war's auch jetzt bei den drei Reisenden: der Bürgermeister und sein alter, treuer Kutscher schliefen und träumten den Schlaf des Gerechten, der Schreiber aber, sein böses Gewissen, die Hinterlist und Habgier wachten. —

Heinrich Driesen, ein durchaus schlechter und verdorbener Mensch, war schon von Kindesbeinen an immer ein böser Bube gewesen. Von frühester Jugend schon hatte er gelogen und betrogen und seine Hände nach fremdem Gute ausgestreckt. Kein Mensch mogte ihn leiden, Niemand seiner Altersgenossen hielt Umgang mit ihm, denn stets suchte er bei seinen schon genannten verächtlichen Eigenschaften, auch noch Händel und Streit und Gelegenheit sich mit Jedermann zu schelten und zu schlagen. Vielen, vielen Kummer und Aerger hatte er seinem braven Vater bereitet; oft weinte der alte Mann seine bitteren Thränen, wenn er an die Zukunft des ungerathenen Sohnes dachte, den er trotz seines redlichen Willens, weder durch Güte, noch durch Gewalt und Härte zu bessern vermochte, der im Gegentheil nur noch immer ärger und schlechter wurde. Der Vater grämte sich so sehr darüber, daß er, als Heinreich beinahe 15 Jahre alt war, in eine tödtliche Krankheit verfiel und bald seiner, ihm schon einige Jahre vorangegangenen Gattin in das Reich des ewigen Friedens nachfolgte. Als der junge Driesen nun so ganz allein und verlassen dastand und Niemand etwas von ihm wissen, sich Keiner seiner annehmen wollte, erbarmte sich der gute Bürgermeister des Waisenknaben und

nahm ihn zu sich in sein Haus, in der frommen Hoffnung, vielleicht doch noch dereinst einen ordentlichen Menschen aus ihm bilden zu können. Mit Liebe und Güte, aber auch mit Ernst und Strenge suchte Harten den Starrsinn seines wilden Schützlings zu brechen, ihn zu ändern und zu bessern, und scheinbar gelang ihm dies auch nach und nach immer mehr und mehr. Doch es war nur Schein und Täuschung; Heinrich Driesen wußte sich zu sehr zu verstellen, verstand es zu gut, seinen Herrn und Wohlthäter zu hintergehen und sich dabei die Zuneigung, ja die Liebe und das Vertrauen desselben zu erschleichen. Seine Niederträchtigkeit und Verstellungskunst ging soweit, daß er oft bei den guten Ermahnungen des würdigen Bürgermeisters weinte und die größte Reue über sein früheres Leben an den Tag legte; sobald aber Harten dann nur den Rücken gewendet hatte, steckte er boshaft grinsend die Zunge aus und betrog und hinterging denselben auf's Neue nur noch immer ärger und schändlicher.

Fünf Jahre schon war Heinrich Driesen im Hause des Bürgermeisters und dieser, seine Verstellungen und Heucheleien für wahr und aufrichtig haltend, gewann denselben von Tag zu Tag lieber und schenkte ihm immer mehr Vertrauen, was sich mit der Zeit so sehr gesteigert hatte, daß er Heinrich zu seinem Geheimschreiber machte, und ihm, fest von seiner Ehrlichkeit und Ergebenheit überzeugt, alle, selbst seine wichtigsten Sachen und Angelegenheiten in die Hände gab, sie mit ihm besprach und sogar häufig ganz von ihm besorgen ließ. So wußte er denn also auch jetzt sehr gut, was sein Herr Alles bei sich führte, welch' eine große Summe Geldes sich in dessen Reisekoffer befand. Sich dieses Geldes unter allen Umständen zu bemächtigen, darauf ging schon seit 2 Tagen sein Plan, war all sein Sinnen und Trachten gerichtet. Er schreckte vor Nichts

zurücke; Dank gegen seinen Wohlthäter, Ehrfurcht vor dessen grauen Haupte, oder ein sonstiges menschliches Gefühl regte sich nicht in seinem verstockten Herzen; an Strafe von Gott dachte er nicht, — glaubte er doch nicht an ein höchstes Wesen, das über alle Menschen wacht, ihren kleinsten Gedanken kennt, und jede, auch die im Geheimen verübte böse That sieht, sie an's Licht zu ziehen und zu bestrafen weiß! — Nur vor menschlicher Strafe fürchtete er sich allein, und dies hatte ihn bis jetzt abgehalten, seinen abscheulichen Plan auszuführen. Jetzt aber schien ihm endlich der günstige Augenblick hierzu gekommen.

Sanft schlummernd lehnte der Bürgermeister noch immer in der Wagenecke. Ein freudiges Lächeln umspielte seine Züge; ein liebliches Traumbild umgaukelte grade seine Phantasie: er sah sein treues, braves Weib, wie sie daheim im ehrsamen, züchtigen Hauskleide, umgeben von ihren Dienstmägden, in der geräumigen Familienstube saß; wie sie emsig die Spindel schwirren ließ und mit kunstfertiger Hand aus dem selbstgebauten Flachse den feinsten Zwirn spann. Er sah seine blühenden Kinder, seine von Gesundheit und Jugendfülle strotzenden Buben und Mädchen, wie die jüngeren munter spielten und heiter sich herumtummelten, während die älteren hinter dem großen eichenen Tische bei den Schularbeiten saßen und fleißig lernten und schrieben &c.

Während Alexander von Harten noch so träumte, stürzte sich plötzlich, gleich einem Tieger, der schändliche Driesen auf den sorglos Schlafenden, und ehe dieser noch zur Besinnung kommen konnte, hatte Ersterer schon mit mordgierigen Händen dessen lose umgelegtes Halstuch erfaßt und zog aus Leibeskräften die beiden Enden desselben so fest und so lange zusammen, daß, ohne einen Laut von sich zu geben, Harten bald seinen Geist aufgeben mußte und erdrosselt dalag. — Als diese

That vollbracht, galt es auch den auf dem Bocke noch immer im halben Schlafe nickenden Kutscher zu beseitigen. Eben so meuchlings überfiel er jetzt auch diesen, indem er sich leise aus dem Wagen schwang und, schnell wie eine Katze auf den Bock kletternd, dem Arglosen das scharfe Messer in die Kehle stieß. Mit einem herzzerreißenden Angstschrei richtete sich der alte Kutscher empor, aber schon bohrte die Mörderhand wieder und wieder immer tiefer das Messer in die zuerst beigebrachte Wunde, bis endlich die Gurgel ganz durchstoßen war und auch Peter Wirow, nach längerem Todeskampfe, sein Leben ausgehaucht hatte.

Mit blutbefleckten Händen erbrach nun Heinrich Driesen, nach vollbrachtem Doppelmorde, den Koffer, steckte zu sich was er an Geld enthielt und eilte dann, schwer mit Raub beladen, von dannen.

Eine Stunde später entdeckten vorbeikommende Arbeiter, was hier geschehen; sofort machten sie Anzeige davon, und bald gelangte dieselbe auch, durch Vermittelung des Magistrates zu Bützow, nach Demmin. Allgemeine Theilnahme und Entrüstung erweckte nah und fern die Kunde von diesem grauenhaften Verbrechen, und Jedermann rief im gerechten Zorne die Rache des Himmels auf den undankbaren, schändlichen Mörder herab. Besonders tief aber wurde die Familie des Bürgermeisters durch diesen für sie so harten Schlag getroffen, die den besten Vater und Gatten auf solche Weise so schnell und unerwartet verlieren mußte, und mit Recht betrauerte mit ihr die Einwohnerschaft Demmin's den Verlust eines so allgemein geliebten und geachteten Mannes, den Verlust ihres würdigen und tüchtigen Stadtoberhauptes.

Als man nach einigen Tagen die Leichen der Erschlagenen in feierlicher Prozession zurücke in die Heimathstadt führte, da

strömte von allen Seiten viel Volks herbei, um den Todten, die auf so schreckliche Art geendet, die letzte Ehre zu erzeigen.

Unter Glockengeläute und Trauersang wurden später beide Leichen zugleich auf dem demminer Kirchhofe zur Ruhe bestattet. Während man die irdische Hülle Alexander's von Harten in das seiner Familie gehörende Erbbegräbniß beisetzte, senkte man die des Peter Wirow in eine vor demselben bereitete Gruft, damit er seinem Herrn, dem er ja so viele Jahre im Leben treu gedient, nun auch noch im Tode nahe sein sollte.

Zur Erinnerung an diesen Doppelmord setzte man bald darnach an der Stelle des wolkenschen Feldes, im sogenannten Darnow Holze, wo derselbe verübt worden ist, einen Denkstein mit folgender Inschrift: „Anno 1623 den 27 Junii, Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, ist der woledle gestrenge und veste Alexander von Harten seliger, wolverdienter Bürgermeister der Stadt Demmin, neben seinem Gutscher Peter Wirowen, von sinem treulosen Diener Henrich Hans Andres von Driesen genannt, meuchelmörderisch und schelmischer Weise niedergemordet worden. Dessen hinterbliebener Körper von hinnen begraben let, und den 6ten Jul. zu Demmin in sin Erbbegräbniß beigesetzet. Gott gnad der leiben Seelen und verleihe gnediglich, daß der schelmische Thäter zur gebührenden Strafe möge können gezogen werden."

Der auf dem Steine ausgesprochene Wunsch sollte nicht unerfüllt bleiben, denn obgleich man — ungeachtet der vielen angestellten eifrigen Nachforschungen, sowol von herzoglich mecklenburgischer, als auch herzoglich pommerscher Seite, —

erst nach langer Zeit des Mörders habhaft wurde, so entging er deshalb doch nicht seiner gerechten Strafe. Bald nach seinem Ergreifen wurde Heinrich Driesen lebendig geviertheilt und seine irdischen Ueberreste auf dem Schindanger verscharrt. —

Viele Leute erinnern sich dieses Denksteins noch recht gut, indem sie denselben selbst noch an Ort und Stelle gesehen haben. Seit mehreren Jahren ist er leider verschwunden, die Sage davon lebte aber dennoch bis jetzt im Munde des Volkes fort. Ein alter Mann aus dortiger Gegend hat sie mir erzählt und mir dabei auch zugleich noch die vorstehende, altdeutsche Inschrift des Steines mitgetheilt, die er in seiner Jugend einmal wörtlich abgeschrieben hatte.

Der Banhof bei Sülsdorf unweit Schönberg.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Vor vielen hundert Jahren stand bei Sülsdorf ein festes Schloß; rund umher konnten die Wiesen unter Wasser gesetzt werden, dreifache Wälle und tiefe Gräben umgaben den Burgplatz, zu dem nur ein einziger Eingang führte. Die Mauern waren aus mächtigen Feldsteinen aufgebaut, ein Thurm ragte über den Wald hervor, der die Burg umgab. Hier hausete Otto von Plön, ein übel berüchtigter Wegelagerer, mit seinen beiden jungen Söhnen. Wenn die lübecker Kaufleute ihre reich

beladenen Wagen in die Vaterstadt zurückführen wollten, schon ihre stolzen sieben Thürme erblickten und sich der überstandenen Gefahren und der Hoffnung des Gewinnes freueten, dann beschlich sie Otto von Plön, kam durch die Orte Großen- und Kleinen-Mist herangesprengt und brachte die reiche Beute auf seine Burg. Alles, was ihm aufstieß, raubte er, und von Allen ward er gehaßt; oft ward er in seiner Burg belagert, aber er täuschte stets seine Feinde, denn er ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt unterlegen, und so konnte man nie wissen, ob er mit seinen Reitern zurückgekehrt oder ausgegangen war.

Aber der Bösewicht entgeht seiner Strafe nicht. Der Hirte von Rieps, Häne, verrieth es den von Schwerin herkommenden Feinden, daß der Ritter auf seiner Burg sei, und versprach ihnen, sie in die Burg einzuführen; als Lohn bedingte er sich aus, Brod bis in den Tod! Und glücklich war der Zug; die Burg wird erobert, Otto erschlagen, die beiden Söhne werden mit fortgeführt. Auch dem Verräther wird Wort gehalten: noch auf dem Zuge wird er erhängt, und höhnend ihm zugerufen: nun habe er ja Brod gehabt bis in den Tod. Auf dem riepser Felde stand eine alte Eiche, daran ward er gehangen und das Land umher heißt noch der Hänenbrook; die Burg ward gebrochen, der Thurm niedergeworfen, die Gräben verschüttet. Hohe Bäume stehen jetzt auf dem Burgplatz und treiben ihre Wurzeln in die Keller hinein, in denen ehemals Gefangene seufzten, die jetzt den Füchsen eine sichere Wohnung gewähren.

Am sogenannten Brautwagen auf der röbelschen Feldmark bei Ludorf.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Der Hochzeitsmorgen war angebrochen; die Sonne stieg, Allen ihren freundlichen Morgengruß bietend, am Himmel hinauf; Feld und Garten standen in des Sommers schönstem Schmucke, und weithin erschallten vielakkordige Morgenlieder der Vögel. Es war so festlich in Gottes großem Reich, so freudvoll und voll stillen Friedens.

Aber drinnen in der Kammer eines ludorfer Hauses ist nicht Freude und stiller Frieden. Dort sitzt eine Jungfrau mit thränenerfüllten Augen an ihrem Bette. Sie hat die Nacht unter vielem Weinen verlebt und in Angst und Trauer den Anbruch des Tages erwartet. An diesem Tage soll der Segen der Kirche sie einem Manne verbinden, der ihrem Herzen fremd ist, den sie nie geliebt hat und nie lieben kann. Schmerz und Trauer haben das junge Frauenbild gebleicht. Theilnahmlos sieht sie Verwandte und Freunde zum Hochzeitsfeste kommen. Die Freundinnen ihrer Jugend treten in die Kammer und bringen der Tiefbetrübten den Brautkranz. Sie läßt sie gewähren und weint in die Blumen hinein ihre schmerzenreichen Thränen.

Näher und näher rückt die verhängnißvolle Stunde, und sie steigert das Leid der bleichen Braut. Auch der Hoffnung letzter Trost verschwindet, als der Wagen dahertollt, der sie nach Röbel in die Kirche und an den Altar bringen soll. Ganz in ihren Kummer versenkt, fährt sie dahin neben ihrem Verlobten. Schon sieht sie die Kirche mit dem hohen Thurm, von

dem herab nun bald der ernste, feierliche Ton der Brautglocke ertönen wird. Da entsteigt der beängstigten Brust der Schmerzensruf: „Ach thäte sich doch die Erde auf und verschlänge uns!“

Und sieh'! Da hallt's wie ferner Donner: die Erde öffnet ihren Mund, und hinunter in Nacht und Tiefe sinkt Roß und Wagen und Braut und Bräutigam. — Verstummt ist die Klage. —

Noch jetzt zeigt man die Stätte, wo sich dies auf der Feldmark von Röbel ereignete, und die man auch noch jetzt mit dem Namen „am Brautwagen“ benennt. Die Sage erzählt, daß man vielfach Nachgrabungen anstellte, die ohne Erfolg blieben.

Die versenkte Kriegskasse im See bei Wakstow, unweit Röbel.

Nicht weit vom Hofe zu Wakstow, nach der ehemaligen karchower Mühle zu, liegt ein kleiner See, in dessen Tiefe sich ein großer Schatz befinden soll. Als nämlich — so erzählen sich die Leute, — im dreißigjährigen Kriege einmal ein kleiner Trupp Schweden, der seinem Heere die schwergefüllte Kriegskasse nachführte, über das wakstower Feld trabte und so in die Nähe dieses See's kam, wurde er plötzlich von einer umherstreifenden, sehr starken Patrouille Kaiserlicher bemerkt und sofort auf das Hitzigste verfolgt.

Die Schweden jagten zwar in rasendster Eile mit ihrer schweren Kriegskasse dahin, doch gewahrten sie sogleich zu ihrem größten Schrecken, daß sie nur zu bald von ihren Verfolgern, die ihnen wol um das zehnfache überlegen waren, eingeholt und überrumpelt sein würden. Um keinen Preis aber wollten die wackeren Reiter dem nach ihrem Schatze lüsternden Feinde die werthvolle Kriegskasse in die Hände fallen lassen; als sie daher keine befreundete Hülfe in der Nähe sahen und auch solche nicht mehr erwarten konnten, stürzten sie, indem sie über die kleine Hügelkette sprengten, an deren Fuße sich der wakstower See ausbreitet, schnell die Kriegskasse rücklings hinunter in das tiefe Wasser, wo sie denn auch alsbald untergesunken und dem Auge entschwunden war. Die bald darnach eintreffenden Kaiserlichen versuchten zwar dieselbe wieder herauszuheben, aber ohne jeglichen Erfolg; der See war zu morastig, die Kiste sank nur noch immer tiefer und bald mußten sie von der Erlangung derselben abstehen und ihre vergeblichen Bemühungen aufgeben.

Die Schweden hatten indeß dadurch einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und entkamen somit sämmtlich glücklich den Händen ihrer feindlichen Verfolger.

In späteren Zeiten hat man sich noch oft und vielfach wieder bemüht, die versenkte Kriegskasse an das Tageslicht zu fördern, aber immer vergeblich. Die letzten derartigen Versuche wurden vor etwa 40 Jahren noch angestellt. Es hatte sich hierzu eine eigene, ziemlich große Gesellschaft, namentlich aus röbelschen Einwohnern bestehend, gebildet, die alles nur irgend Mögliche und Denkbare thaten, versuchten und unternahmen, um sich in den Besitz des vermeintlichen Schatzes zu

setzen. Die Mitglieder dieses Unternehmens hatten sich dieserhalb von dem damaligen Besitzer Wakstow's Erlaubniß erwirkt und begannen nun ihre Nachforschungen auf die großartigste Weise. Doch obgleich sie auch keine Ausgaben, keine Mühen und Arbeiten scheueten, obgleich sie auch allen möglichen Zauber- und Sympathienkram anwendeten und sich Schatzgräber und Teufelsbanner kommen ließen, worunter auch der damals so sehr berühmte Beschwörer aus Strelitz war, so blieb doch auch jetzt wieder Alles ohne Erfolg. Einmal glaubten sich die Nachforscher zwar schon am Ziele ihrer Bemühungen, es klang Etwas in der Mitte des See's so hohl und eigenthümlich, und allgemein hieß es, man habe den Ort, wo die versenkte Kriegskasse stehe, jetzt endlich gefunden. Doch zum höchsten Leidwesen der guten Schatzgräber erwies es sich bald, daß es nur Täuschung gewesen; denn ein großer Stein war es, der in der Tiefe des See's lag und beim Aufstoßen mit der Untersuchungsstange so eigen geklungen hatte.

Mehrere Männer, die damals vergeblich mitsuchten, leben noch jetzt in Röbel, wie auch noch ein von ihnen gezogener Graben vorhanden ist, der zum Ablassen des See's diente. Seitdem ist aber den Leuten nun doch der Appetit und die Lust zu den noch ferneren Nachforschungen vergangen, und allgemeiner ist von der Zeit an der Glaube geworden, daß es wohl nur bloß eine reine Sage war, von der versenkten schwedischen Kriegskasse im wakstower See, oder daß dieselbe sonst auch schon vorher von Andern in der Stille herausgeholt und somit längst der Schatz gehoben worden ist.

Die Pferdediebe von Köslin bei Plau.

In früheren Zeiten wurde der Pferdediebstahl, wie die meisten derartigen Verbrechen, viel härter bestraft, als es jetzt geschieht. Während derselbe heut zu Tage durch Geldbußen, körperliche Züchtigung, Gefängniß oder dergleichen geahndet wird, wurden damals weniger Umstände gemacht, indem man gewöhnlich den Pferdedieb nach kurzem Prozesse sehr bald an den ersten besten Galgen hing und ihn somit für die Folge unschädlich machte.

„Wenn ich“ — so erzählte mir einmal ein bekannter Landmann, — „den Weg von Stuer nach Leitzen passire und die großen Fichten, die dort an einer Stelle der Landstraße stehen, ansehe, dann fällt mir immer die Geschichte von den kösliner Pferdedieben ein.“ Auf meine Bitte, mir dieselbe doch einmal zum Besten zu geben, erfuhr ich ohngefähr Folgendes:

Als sich Köslin nebst den umliegenden Gütern noch im Besitze der von Flotow befand und so zugleich das Haupt- und Stammgut einer Linie dieser alten Adelsfamilie bildete, hatte man einmal auf einem der von flotowschen Höfe zwei Pferdediebe eingefangen, denen denn nach damaliger Sitte alsbald der Prozeß gemacht und die auf dies Verbrechen stehende Strafe, des Erhängens, zuerkannt worden war.

Am Abende vor dem Tage, an welchem nun die beiden Diebe in früher Morgenstunde aufgeknüpft werden sollten, begab sich der Pastor aus dem Dorfe Stuer — damals ebenfalls zu dem von flotow-kösliner Gütercomplexe gehörend — zu ihnen in das Gefängniß, um sie vorzubereiten auf den nahen Tod und ihnen die Tröstungen der Religion zu bringen.

Obgleich auch beide Verbrecher als ein Paar schlechte und starrsinnige Menschen allgemein bekannt und verrufen waren, so gelang es doch endlich dem Pastor, der ein gar frommer und treuer Seelsorger war, sie durch seine eindringlichen Worte und Ermahnungen zur Reue und Buße zu bringen, so daß er, als er sie verließ, den beseeligenden Glauben mit sich nahm, ein Paar Seelen gerettet und sie dem Herrn wieder zugeführt zu haben.

Bald aber schon sollte der brave Mann enttäuscht werden; denn wer beschreibt wol das Erstaunen und den Schreck desselben, als er des Nachts plötzlich durch ein starkes Klopfen an den Fensterladen seiner Schlafstube erweckt wird und auf die Frage: was es denn da draußen gebe, aus dem Munde des einen der am Abende von ihm zum Tode vorbereiteten Pferdediebe, die höhnische Antwort bekommt: „Herr Pastuhr, ick woll Sei blod seggen, wovan wie gistern schnackt hebben, ward nicks van!“ *) — Man hatte nämlich, als der Prediger die Gefangenen verlassen, dieselben während der Nacht getrennt und jeden einzeln eingesperrt und war es nun dem Einen gelungen, sein Gefängniß zu erbrechen und somit zu entfliehen.

Als unser Spitzbube also den guten Prediger erschreckt, ging er gemüthlich weiter, legte sich im nahen Walde auf das Ohr und schlief ruhig bis der Morgen zu dämmern begann. Dann eilte er nach den am Wege zwischen Stuer und Leitzen stehenden, großen Fichten, erkletterte eine derselben und erwartete hier, sicher hinter den dichten Zweigen versteckt, die Ankunft des Zuges mit seinem Genossen, der, wie er wußte, hier vorbei kommen mußte, um nach dem Richtplatze zu gelangen.

---

*) „Herr Pastor, ich wollte Ihnen nur sagen, wovon wir gestern gesprochen haben, wird nichts!“



Bald erschien auch der Zug mit dem andern Deliquenten. Gefühllos sah er aus der Höhe hernieder auf seinen Mitschuldigen; mit schadenfrohem Gesichte betrachtete er ihn, wie er kreideweiß, zitternd und zagend, mit unsichern Schritten, wankend daher gegangen kam. Anstatt denselben zu bedauern, lachte er nur teuflisch über seine Todesangst und Noth, dabei ein: „glückliche Reise Galgenkamerad!" vor sich hinmurmelnd.

Als der Zug vorüber war und ihn Niemand mehr entdecken konnte, verließ er sein Versteck, und ging, eine lustige Melodie pfeifend, weiter. Gott für seine Rettung zu danken, kam ihm nicht in den Sinn, im Gegentheil verhöhnte er Denselben nur noch, indem er sich boshaft freute, wie er gestern den Prediger getäuscht, als er ihm weiß gemacht, daß er sich wirklich zu Gott gewendet habe, was ihm doch garnicht eingefallen und was ja Alles nur bloße Verstellung und Augenverdreherei gewesen war.

Anstatt sich also jetzt zu Gott zu bekehren, sein Diebeshandwerk aufzugeben, ein ehrlicher Kerl zu werden, sein früheres Leben zu bereuen und dafür nun ein neues, rechtschaffenes und ordentliches zu beginnen, trieb er es nur noch immer ärger und stahl und raubte, wo er es nur immer habhaft werden konnte.

Aber seine Schändlichkeiten und Spöttereien sollten dennoch nicht ungestraft bleiben; nach längerer Zeit wurde er bei einem andern Diebstahle wieder ergriffen und wiederum zum Tode verurtheilt. Es gelang ihm diesmal nicht wieder zu entfliehen, denn bald sah man seinen entseelten Körper an einem andern Galgen hängen!

Wer einmal die Tour von Leitzen nach Stuer macht, dem werden gewiß auch die dort an einer Stelle des Weges stehenden, großen Fichtenbäume auffallen, denn es giebt wol wenige im lieben Vaterlande, die eine solche Höhe und Größe erreicht haben und einen wirklich so großartigen und prächtigen Anblick gewähren, als eben diese. Möge man sich dann beim Betrachten dieser ehrwürdigen Bäume, zugleich der vorstehenden Sage erinnern.

Der Eberkopf an der St. Marienkirche zu Neu-Brandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Andächtig lieget vor dem Hochaltar,
Den Blick auf die Monstranz, die Christenschaar.

Der fromme Priester weiht die Hostie ein,
Der Kelch hält den für ihn bestimmten Wein.

Des Abendmahles heil'ge Feier rührt
Das Christenherz, das Glaub zum Altar führt.

Da stürzt herein durch eine off'ne Thür
In wildem Lauf ein schreckenvoll Gethier.

Ein Eber, ausgebrochen aus dem Bruch,
Die scharfen Hauer g'rad zum Altar trug.

Die Menge schreit und auseinander sprengt
Und sich in nah' und ferne Winkel drängt.

Der Priester im Altare nur hält Stand,
Ergreift das Kruzifix mit rascher Hand.

Er streckt's dem Unthier, das dahergerennt,
Entgegen und das Wort vom Kreuze nennt.

Da stutzt der Eber und er prallt zurück,
Zu Boden fällt er in dem Augenblick.

Ergeben, still, geduldig lag er da,
Wie nie das Auge einen Eber sah.

Der wilde Eber ward ein zahmes Thier,
Die Kraft des Kreuzes that dies Wunder hier.

Damit es noch der Nachwelt kund gethan,
Schlug man an eine Kirchenthüre an

Wol einen Eberkopf, aus Erz gemacht,
Hat eine Umschrift auch dazu gedacht.

Und dieses Bildniß bis auf diese Stund
Macht jene That der Mit- und Nachwelt kund.

Die Vietings-Höhle im Sonnenberge bei Parchim.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Sagenkreises ist es, daß man oft ein und dieselbe Sage in verschiedenen Gegenden ähnlich wiederholt findet; es ist dies z. B. auch mit der von der Papedönken=Kuhle im Ratzeburgischen und der von der Vietings=Höhle bei Parchim der Fall.

Da ich nun sämmtliche vaterländischen Sagen, insoweit sie sich bis jetzt noch erhalten haben, herauszugeben beabsichtige, so nehme ich auch keinen Anstand, die Sage von der Vietings=Höhle, trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit der bereits auf Seite 63 und 64 mitgetheilten, ebenfalls meiner Sammlung einzuverleiben und dieselbe somit nachstehend, wie sie noch heute im Munde des Volkes fortlebt, zu erzählen.

Zu den ausgedehnten und reichen Kämmerei=Besitzungen der Vorderstadt Parchim gehört auch der sogenannte Sonnenberg, eine große, schöne Waldung mit vielem, herrlichen Laubholze, worunter gewiß so manch' ehrwürdiger Eichbaum schon ein Alter von Jahrhunderten zählen mag. In alten Zeiten, wo das Holz weniger rar war, als heutigen Tages, standen auch im Sonnenberge die Bäume viel enger, ja auf manchen Stellen so dicht beisammen, daß man garnicht hindurch bringen konnte. — Die Axt des Holzhauers hatte den Sonnenberg damals noch nicht so gelichtet und verkleinert, wie es jetzt der Fall ist. —

An einer solchen dichtverwachsenen, undurchdringlichen Stelle, nicht weit von der durch den Wald führenden Landstraße, hatte sich vor vielen, vielen Jahren, am Fuße eines kleinen Hügels, ein Räuber und Mörder Namens Vieting eine

Höhle gegraben, von wo aus er unentdeckt die ganze Umgegend belästigte und unsicher machte. Trotz allen Nachstellungen und sonstigen Versuchen wollte es immer nicht gelingen, sich des Vietings zu bemächtigen; derselbe war zu schlaü und verwegen, wußte seine Verfolger zu sehr zu hintergehen und zu täuschen und so trieb er denn Jahrelang, zum Schrecken aller Leute, sein schändliches Handwerk ungestört weiter. Alle Reisenden, deren Weg bei Tag oder Nacht durch den Sonnenberg an Vietings Versteck vorbeiführte, wurden von ihm meuchlings überfallen, getödtet und beraubt. Selten nur entkam ihm einer, denn von der Höhle ging eine Schnur quer über die nahe Landstraße, die aber so versteckt war, daß sie Niemand sehen konnte. Kam nun Jemand durch den Weg, so berührte er auch jedesmal die Schnur, die dann sofort eine in der Höhle befindliche Klingel in Bewegung setzte und somit dem Schändlichen anzeigte, daß es Zeit und Gelegenheit zum Rauben und Morden sei. Leise schlich er dann hervor und stürzte sich plötzlich gleich einer gierigen Tiegerkatze auf seine Beute. Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und so sollte es auch endlich durch Gottes weise Fügungen dem Vieting ergehen.

Eines Tages als Vieting gemächlich in seiner Höhle lag und grade sein Mittagsschläfchen verträumte, klingelte es plötzlich wieder einmal. Vieting richtete sich sogleich auf, griff nach seinen ihm zur Seite stehenden Mordwerkzeugen und schlich sich leise an den nahen Weg. Hier sah er, hinter dichtem Gestrüppe verborgen lauernd, wie ein junges Mädchen, mit heller, jugendlicher Stimme ein Liedchen singend, daher gewandelt kam. Schon hatte er angelegt, um die einsam Wandernde niederzuschießen und sie dann darnach zu berauben; schon zielte er mit scharfem Auge und war schon im Begriff auf sein sicheres Opfer abzudrücken, als er sich mit einem

Male eines Anderen besann und sein Gewehr sinken ließ. Das Mädchen war so jung und schön, so heiter und harmlos schritt sie einher, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben regte sich ein menschliches Gefühl in seiner Brust. Er war hingerissen von ihrer Anmuth und Schönheit, ihre herrliche, kräftige Gestalt reizte ihn, ihre Jugend erweckte sein Mitleid, er konnte sie nicht tödten, und ein Gedanke war's, der sein ganzes Wesen durchzuckte. „Die muß ich lebendig haben, die muß mein werden!" rief er laut aus; schnell brach er durch das Gebüsch und stand auch schon gleich darauf vor der Erschrockenen, die in ihrer Ueberraschung und Bestürzung an kein Entfliehen dachte.

Vieting nahm das zitternde, arme Mädchen — Hanna genannt, — mit sich nach seiner Höhle. Sie mußte bei ihm bleiben, sein Weib werden, ihm Essen kochen, kurz seinen ganzen Haushalt führen und besorgen. Trotz ihres anfänglichen Widerstrebens mußte sie sich doch endlich ergeben und in ihr Schicksal fügen. Obgleich nun auch der Räuber wol recht gut gegen seine Gefangene war, ja sie sogar mit Güte und Zuvorkommenheit behandelte, so setzte er doch, ungeachtet ihrer vielen Bitten und Vorstellungen, noch immer sein schändliches Gewerbe, das Rauben und Morden nach alter Weise fort. Dies ekelte die arme Hanna zu sehr an, war ihr zu sehr zuwider und deshalb war auch ihr ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, sich aus der ihr verhaßten Umgebung und Lage zu befreien. Dem Vieting durfte die Bedauernswürdige hiervon natürlich nicht das Geringste merken lassen, da er sie, trotz seiner sonstigen Nachsicht, doch stets mit mißtrauischem Auge beobachtete und bewachte. Deshalb mußte sie ihre Zuflucht zur Verstellungskunst nehmen und dem Vieting den Glauben beizubringen suchen, daß sie recht gerne bei

ihm weile, daß ihr die jetzige Lage nicht zuwider sei ꝛc. und dies gelang ihr denn auch nach und nach immer mehr.

Ist's auch sonst wol nicht recht und ehrenhaft einen Menschen zu täuschen, so blieb doch der armen Hanna gegen diesen Bösewicht nichts anderes zu thun übrig, so schwer es ihr auch immer wurde, so viel Ueberwindung es ihr auch kostete. Und Gott, an den sie sich oft und viel, wenn sie allein war, im Gebete wendete, gab ihr die Kraft und Ausdauer hierzu und so gelang es ihr mit des Höchsten Hülfe, durch ihr scheinbar ergebenes Wesen, durch ihr aufmerksames Benehmen gegen den schändlichen Vieting, sich zugleich auch noch dessen Vertrauen zu erwerben, was sich mit der Zeit so steigerte, daß sie, als Vieting eines Tages grade in besonders guter Laune war, ihn zu bitten wagte, sie doch einmal nach Parchim gehen zu lassen. Sie habe dort, wie sie ihm sagte, verschiedene nothwendige Einkäufe für die Wirthschaft zu machen, und wolle dann zugleich auch ihre alten Eltern besuchen. Vietings Vertrauen war jetzt schon so groß zur Hanna, daß er ihr sofort diese Bitte gewährte. Aber wie erschrak die Arme, als er hinzufügte, daß er sie nur unter der Bedingung ziehen lassen könne, wenn sie ihm nicht zuvor auf das Heiligste zuschwören wolle: zu keinem Menschen auch nur eine Sylbe davon zu sagen, wo sie so lange gewesen und sich bis jetzt aufgehalten habe; kurz ihr ganzes Verhältniß mit und zu ihm gegen Jedermann zu verschweigen und dann spätestens am dritten Tage wieder nach der Höhle zurücke zu kehren. Hanna gehorchte und schwur mit schwerem Herzen den ihr abverlangten Eid. — Sie hatte gehofft, daß Vieting so etwas nicht begehren würde und dann wäre sie auch niemals wiedergekommen; doch jetzt konnte sie an kein Fortbleiben mehr denken, sie mußte wiederkehren, sie hatte es ja geschworen! Der Schwur war ihr zu

heilig, den durfte und konnte sie doch niemals brechen, auch jetzt nicht, wo er ihr von einem Verbrecher, von einem Raubmörder abgezwungen war! —

Am nächsten Tage, früh Morgens verließ Hanna die Höhle. Zwei Jahre waren fast schon verflossen, seitdem sie dort von Vieting gefangen gehalten wurde. Oh wie klopfte ihr das Herz, als sie aus der Ferne den lieben Heimathort erblickte, mit welchen Gefühlen schritt sie bald darnach, durch das sogenannte „neue Thor," in die Vaterstadt hinein. Freude, aber auch Schmerz zersprengten ihr fast die Brust. Sie sollte ihre alten Eltern, alle ihre Lieben jetzt wiedersehen; so lange, lange schon hatte sie sich darnach gesehnt. Aber ach, sie mußte sie alle die Theuren so bald schon wieder verlassen und dann wieder zurücke in die Einsamkeit, wieder zurücke kehren nach der Höhle, zu dem verhaßten Manne. —

Nur zu schnell schwanden die schönen Stunden dahin, die Hanna in Parchim bei den Ihrigen verweilen durfte und mit Entsetzen dachte sie an ihre nahe Rückreise. Beharrlich hatte sie während ihres Dortseins auf alle Fragen über ihr Ergehen, ihren Aufenthalt 2c. geschwiegen, und als man sie immer mehr mit Bitten und Fragen bestürmte, rief sie endlich verzweifelt aus: „Oh ich habe einen schrecklichen Eid geschworen, der meiner Zunge Schweigen gebietet!" Darnach drang man auch nicht weiter in sie, denn Alle respectirten und ehreten die Unverbrüchlichkeit des Schwures!

Als Hanna nun am Nachmittage des dritten Tages das traute Vaterhaus verließ, ach verlassen mußte, da begleiteten sie noch eine Strecke Weges ihre betrübten, alten Eltern und einige gute Freunde. Rührend, ja herzzerreißend war der Abschied von ihnen. — Und als nun darauf die Arme wieder so allein und verlassen dastand, sank sie übermannt vom tiefsten

Kummer und Schmerz schluchzend auf einen Stein. Laut klagte sie diesem ihr hartes Leid. — Ach einem Menschen durfte sie nicht ihr Herz ausschütten, einem solchen durfte sie nicht sagen, was ihr fast die Seele zerriß, das hatte sie ja Vieting heilig zuschwören müssen. Einem Steine aber konnte sie es klagen, kein Schwur band sie hieran. Und so rief sie denn jammernd aus: „Lieber Stein, Dir klage ich's, was Vieting so manchen Menschen thut, und so Du mir willst nachspüren, können Dich diese ausgesprengten Erbsen dahin bringen!" Darnach erhob sie sich und ging mit wankenden Schritten, immer einige von den für Vieting's Wirthschaft eingekauften Erbsen vor sich hin in den Weg streuend, wieder zurück nach dem Sonnenberge, in das Versteck ihres Gebieters.

Die Klagen der Unglücklichen sollten aber nicht ungehört verhallen; der liebe Gott hatte es so gefügt, daß sie von einem gerade vorbei gehenden parchimschen Einwohner, den Hanna nicht bemerkt hatte, mit angehört worden waren. Dieser machte nun alsbald der Obrigkeit Anzeige von dem eben Vernommenen, die denn auch sofort Mannschaften aufbot und den durch die Erbsen bezeichneten Weg verfolgen ließ. Noch in derselben Nacht wurde die Räuberhöhle umzingelt, Vieting gefangen genommen und Hanna befreit.

Im Triumphe brachte man den argen Raubmörder und die von ihm gefangen gehaltene Dulderin nach Parchim. Während man Vieting in den finstern Kerker warf, führte man die jetzt so glückliche Hanna in die Arme ihrer alten, vor Freude und Dank weinenden Eltern, denen so für immer die liebe Tochter wieder zurück gegeben wurde.

Welche Freude alle guten Leute über dies glückliche Ereigniß empfanden, kann sich gewiß Jeder denken, und deshalb lobten und dankten auch Alle Gott für Seine Güte und wunder-

baren Fügungen. Aber auch der Hanna vergaß man nicht; betrachtete man sie doch als die eigentliche Befreierin von einer so großen, wahren Landplage, als das Werkzeug Gottes, wodurch es möglich geworden war, eines mit Recht so allgemein gefürchteten und verhaßten Menschen habhaft zu werden. Jedermann dankte ihr dafür und pries ihr muthiges Ausharren und Dulden, und von allen Seiten bestrebte man sich, ihr durch allerlei Aufmerksamkeiten, Liebesdienste oder Geschenke das gehabte Leid zu vergelten und vergessen zu machen.

Einige Tage später strömte Alles mit frohen Gesichtern auf den parchimschen Marktplatz, wo Vieting öffentlich durch das Beil gerichtet wurde. Unter allgemeinem Jubel und Hurrahrufen fiel das Haupt des schändlichen Bösewichts, dessen ferneren Rauben und Morden ja nun für immer ein Ziel gesetzt war.

Von dieser Zeit an war's wieder sicher im Sonnenberge und Jeder konnte ihn nun wieder ohne Furcht und Angst betreten.

Die Vietingshöhle existirt noch jetzt; im Sonnenberge, zwischen dem parchimschen Brunnen und dem Dorfe Kiekindemark ist sie zu finden. Wol fast Jedermann in Parchim und dortiger Umgegend kennt den Ort und weiß zugleich auch die Sage vom Raubmörder Vieting zu erzählen.

Der Tannenberg bei Boitzenburg.

(Von N. N. in B.)

I.

In dem äußersten südwestlichen Winkel Meklenburg's, da wo der mächtige Elbstrom durch blühende Wiesenflächen majestätisch dahinrauscht, liegt, wie eine Insel im Meer, auf weiter üppiger Wiesenmatte, halb verdeckt unter dem Schatten seiner herrlichen, an Kraft und Fülle unvergleichlich schönen Lindenalleen, das friedlich stille Städtchen Boitzenburg, von der Boitze silberhellen Wogen, gleich einem Zaubergürtel umflossen. — Einst wurde es die Perle unter den Städten Mecklenburgs genannt und wetteiferte mit den ersten Orten des Landes durch seinen blühenden und weit ausgebreiteten Handel. Seine Straßen wurden fast nie leer von den aus allen Ländern heranziehenden Wagen, befrachtet mit den Producten des Landes, und oft vermochten die engen Straßen die Masse der Fuhrwerke kaum zu fassen. Ein undurchdringlicher Knäul verschloß oftmals momentan die ganze Passage, bis durch Lärm, Gezänk und Geschrei der gordische Knoten endlich gelöst ward. Die Bürger und Kaufleute dieses Städtchens waren fast alle reich, und wer arm war, der hatte es in der Regel selbst verschuldet; denn das Sprichwort sagte schon: „In Boitzenburg wird das Geld mit Scheffeln gemessen!"

Wenn im Frühling der Elbstrom sich seiner hemmenden Decke entledigte und die mächtigen Eisblöcke dahinrollten, zermalmt unter der Wucht seiner gewaltigen Brandung, dann erst war das Leben und Treiben dieses Städtchens bedeutsam und erfreulich; die mächtigen Speicher öffneten sich und gleich

Bienen sah man die thätige Schaar von Arbeitern hier unermüdlich wirken.

Die Schiffer rüsteten sich zur längst ersehnten Reise und längs der Boitze lagen die Fahrzeuge, bereit die Producte des Landes aufzunehmen und unaufhaltsam steuerten sie jenem großen Stapel-Platze des deutschen Handels zu, der mächtigen Hansestadt Hamburg. Und dann füllten sich die Straßen und der Markt der Stadt mit Wagen und Karren der von auswärts Kommenden, sowol von den Gütern und Höfen der Großen, als auch mit dem bescheidenen Fuhrwerk der kleinen Pächter und Bauern, und von der Stadt bis zu den Schiffen sah man oft zwei ganze Reihen Fuhrwerk, die eine beladen dahinwogend zu den Schiffen und die andere leer zurückkehrend zur Stadt.

Hans Peter Porten, der Schifferälteste, ein Mann von herkulischer Gestalt und entschlossenem Wesen, der einst drei Reisen nach Hamburg in einer Woche gemacht und mit reicher Ladung zurückgekehrt war, griff in die Taschen seiner weiten Pluderhosen, holte eine Hand voll blanker Zweidrittelstücke heraus und warf sie prasselnd in die Fluthen der Elbe, indem er sagte: „Auf deinen Wogen habe ich's erworben, dir will ich's opfern". — So in Fülle und Uebermuth lebten die guten Bewohner dieser Stadt.

Doch Alles, was Reichthum und Ansehen besaß, wurde überstrahlt von einem Hause, welches man gewohnt war, als das gebietende und tonangebende dieses Ortes zu betrachten. Zwei Brüder, gleich reich und glücklich in ihren Handels-Speculationen, erfreuten sich eines großen Rufes und des unbedingtesten Vertrauens in der ganzen Handelswelt, so daß ihr Ausspruch als Orakel galt.

Sie besaßen selbst eigene große Güter und schöne Land-

häuser und große Gärten vor der Stadt, und bei ihnen zu Gaste gebeten zu sein, war die größte Ehre, die einem zu Theil werden konnte und kein Fürst lebte üppiger wie sie. Auch brauchte sich kein Fürst zu schämen, ein Gastmahl bei ihnen einzunehmen. Die Tafel erglänzte vom feinsten Dammast, so weiß und sauber, wie frisch gefallener-Schnee, von den Frauen und Töchtern dieses Hauses selbst gesponnen; denn damals wurde noch fleißig das Spinnrad gerührt und es war der Hausfrau höchster Stolz und Ehre, das feinste Gewebe gesponnen zu haben.

Das Silberzeug war alles gediegen, von schwerem, massivem Silber, die bauchige Rahmkanne uud der Zuckerkorb einwendig vergoldet, und die Frauen und Töchter des Hauses hatten noch manches schöne Erbstück von Vätern und Großvätern aufzuweisen: Ringe und Armspangen mit Juwelen besetzt von unschätzbarem Werthe.

Doch schöner als alle Juwelen erglänzte ein feuriges Augenpaar; die rosige Tochter des älteren X., des Hauptes und Führers des X.'schen Hauses, überstrahlte Alles, was Ansprüche auf Reichthum und Schönheit machte. Sie war ganz einfach und sittsam erzogen und hatte sich unter den Augen der Eltern, sich selber unbewußt, zur herrlichsten Jungfrau entfaltet. Sie kannte noch nichts von der Welt und war aufgewachsen im älterlichen Hause im Kreise einiger Jugendgespielen. Unter diesen war ein Knabe, der Nachbarssohn Rudolph, ihr beständiger Gespiele und Begleiter.

Wenn im Frühling zuerst das junge Grün, nach des Winters langer Erstarrung, hervorbrach und die Wipfel der Bäume sproßten, so ging es hinaus auf die Wiesenmatte und Rudolph hatte an langer Leine den Papierdrachen, den er dann hoch hinaus in des Himmels blauen Bogen steigen ließ.

Oh wie klatschte dann die kleine Agnes mit ihren weichen weißen Händchen über dieses schöne Schauspiel. Und Rudolph ließ alsdann Boten auf Boten, in der Gestalt von kleinen Kartenblättern, hinaufsteigen zu dem papiernen Ungeheuer. Oder er fuhr sie in ihrem kleinen Wagen, wenn die Zeit der Erndte herankam, nach dem Garten um Obst für sie zu pflücken. Selbst in die höchsten Gipfel der Bäume wagte sich der unverdrossene Knabe, wenn sie einen Apfel dort oben zu haben begehrte und wenn sie ihn alsdann streichelte und sagte: „Mein guter Rudolph! willst Du mir nicht einen Gefallen thun?“ so hätte er sein Leben für sie dahin gegeben.

So waren beide, sich selber unbewußt, herangewachsen und es hatte sich das Mädchen schön und blühend entfaltet, wie eine halbaufgeschlossene Rosenknospe, und aus dem munteren Knaben war ein stiller sinniger Jüngling geworden, dem die ganze Welt nun offen stand. Allein die Welt war für ihn wüste und leer; seine Welt war, so wähnte der träumerische Jüngling, an der Seite seiner theuren Agnes.

— Armer Jüngling! Dein Erwachen wird bald ein schreckliches sein; dein theurer Jugendtraum wird in ein Nichts zerinnen. — —

Rudolph war der Sohn armer, jedoch rechtlicher Eltern und hatte das Tischlerhandwerk erlernt. Nach vollendeter Lehrzeit mußte er seinen Wanderstab nehmen und das Weite suchen. Agnes durfte er in der letzten Zeit nur noch selten und im Beisein der Eltern besuchen; denn der reiche begüterte Kaufherr mochte bereits ahnen, was in der Brust dieses jugendlichen Schwärmers sich rege. Er begrüßte ihn ernst und kalt, ihn, den er früher oft freundlich bei der Hand genommen und manchen schönen Apfel gereicht hatte. Doch so ernst und kalt auch der Vater war, so mild und freundlich strahlten Agnesen's

Augen und ein Blick sagte ihm, daß sie ihn noch liebe. Dies gab ihm Muth sich heimlich ihr zu nahen und eines schönen Sommerabends, — es war am Tage vor seiner Abreise aus dem älterlichen Hause, — suchte er seine Jugendfreundin in den schattigen Gängen ihres väterlichen Gartens auf, und im verborgenen Winkel einer Ligustrum=Laube schwört er ihr ewige Liebe und Treue. Das holde Mädchen schmiegt sich zärtlich ihm an, spricht ihm Muth ein und reicht ihm vertrauensvoll ihre Hand. Ja! auch sie will ihm treu bleiben und sein Bild soll nie aus ihrem Herzen weichen. Ein Kuß auf ihre zarten Rosenlippen besiegelte diesen Bund, und freude= und wonne=trunken eilt er jetzt von ihr, ein ganzes Meer voll Seligkeit im Herzen. Nun dünkt ihm nichts mehr zu schwer, er muß es wagen: der Zukunft Morgenroth winkt ihm durch Nacht und Graus zum schönsten Ziel.

— Du hoffest auf das Wort einer Jungfrau; dein Gemüth ist noch rein, du hast noch nicht des Lebens bittere Täuschung empfunden! — Möchte dir dein süßer Wahn doch nie geraubt werden! — —

Doch was vermag das zarte, kaum zur Jungfrau sich entfaltende Kind, die die Welt nicht, selbst ihr eigenes Herz kaum kennt, gegen den allgebietenden Willen ihres stolzen Vaters, gegen das Anstürmen einer ganzen, im höchsten Glanze ihres Namens und ihrer großen Reichthümer sich brüstenden Familie, die sich sogleich verhöhnt und verspottet sieht, wenn sie nur den Namen dieses armen, unbedeutenden Handwerkerkindes zu nennen wagt.

Sie, die im höchsten Glanze des Reichthums geboren, darf auch nur ihre Augen zu den edelsten Jünglingen ihres Standes erheben, und ihre Hand einem armen Handwerker zu reichen, das wäre ja ein Schimpf für die ganze Familie. Einem

reichen Vetter, der erst kürzlich aus Bremen zurückgekehrt ist, woselbst er als Volontair bei einem der ersten Handlungshäuser gewesen und sich durch seine üppige Verschwendungssucht ausgezeichnet und schon Tausende unnütz vergeudet hat, soll sie ihre Hand reichen, damit, wie der alte X. sich ausdrückt, das Vermögen beisammen bleibe. Man hofft, daß die sanfte und edle Jungfrau ihn auf bessere Wege zu leiten verstehe und daß er unter der Leitung seines Vaters, des jüngern X., ein ordentlicher und fleißiger Mann werde. Der Junge hat sich nur erst die Welt besehen müssen und deshalb hat der Vater auch kein Geld gespart, damit er seines Standes gemäß auftreten könne.

Agnes seufzet, klagt und weint; sie kann den Vetter nicht leiden, der ihr mit seinem süßen, frivolen Lächeln und seinen schlechten Witzen höchst lästig und verächtlich erscheint, besonders da er Alles, was arm ist und nicht, wie er, auf seinen vollen Geldbeutel zu pochen versteht, schonungslos durch beißende Satyre zu geißeln sich erdreistet.

Allein was hilft es, der Vater befiehlt und die Mutter, stets gewohnt, dem Vater zu willfahren und in denselben hochtrabenden Grundsätzen erzogen, weiß die Tochter dahin zu bereden, daß sie ja ihr Glück begründen wollen und sie unmöglich jemals daran denken könne, einem armen, simplen Handwerker, selbst wenn er auch sein Geschäft bis zur höchsten Vollkommenheit betriebe, ihre Hand zu reichen; denn sie müßte ja, wenigstens nach ihrer, der Mutter festen Ueberzeugung, ihr ganzes Leben lang höchst unglücklich werden. Doch eine Partie mit ihrem reichen, feingebildeten Vetter sei ein Glück für sie, worüber sie von den Ersten ihres Standes beneidet würde.

So stand denn das arme, schwache Mädchen rath- und thatlos zwischen der ganzen Familie und mußte sich endlich,

wie sie nicht anders von Jugend auf gewohnt war, in den Willen der Eltern fügen.

Sie schrieb heimlich an ihren Rudolph: „Wenn Du die Umstände näher erfährst, weshalb ich so und nicht anders habe handeln können, so mußt Du, um der großen Liebe willen, die Du stets mir bewiesen hast, mir verzeihen. — Ich konnte wol über mein Herz gebieten, und dieses gehört Dir und wird auch ewig Dir gehören; allein über meine Hand durfte ich nicht verfügen. Ich mußte meinem Vater gehorchen, wenn ich nicht seinen Fluch auf mich laden wollte. — Nur einzig aus diesem Grunde will ich meinem Vetter die Hand reichen. Ich will es versuchen ihn achten zu lernen; allein lieben kann ich ihn nicht. Dies habe ich ihm schon mit Freimuth erklärt und glaubte, er würde nun freiwillig von meiner Hand ablassen, da er mein Herz nie besitzen kann; allein er lächelte süß und sagte:' Ich will jetzt nicht weiter in Dich dringen, allein mit der Zeit, so hoffe ich, wirst Du mich näher kennen und lieben lernen. Sei getrost mein guter Rudolph, wenn auch hier gewaltsam getrennt, so sehen wir uns gewiß einst dort oben wieder, um uns nie wieder zu trennen. Das soll mein Trost und meine Hoffnung sein! —"

Rudolph war beim Empfang dieses Briefes wie vernichtet; daß auch sie wider Willen von ihm gerissen und vielleicht unglücklich wurde, war sein größter Schmerz. Endlich nach langen Leiden, fand wie ein Tropfen mildernden Balsams, der Gedanke Eingang in seine Seele, daß wenn sie auch für diese Welt für ihn verloren sei, ihre Liebe ihm doch ewig bleiben würde. Doch wer ihn sah, der kannte ihn kaum wieder, so sehr hatten ihn die Leiden entstellt. Einsam und trübsinnig schlich er gleich einem Schatten einher.

II.

Wenn man die Straße zum Hamburger Thor hinausging und durch das alte dunkele und niedrig gewölbte Thor endlich ins Freie gelangte, so gewährt eine liebliche Hügelkette, welche sich längs der Stadt bis an das Ufer der Elbe und von dort bis an die Lauenburger Grenze erstreckt, einen anmuthigen Anblick, besonders da die Höhen größtentheils mit niedlichen Baumgruppen gekrönt sind.

Unter diesen Höhen ragt besonders der Tannenberg hervor, welcher ungefähr in gerader Richtung mit dem Thore liegt, ein hoher runder Berg, mit schlanken Tannen bewachsen. Von hier aus breitet sich vor unsern Augen die lieblichste Aussicht über das ganze Thalgebiet der Stadt und weiter hinaus über die Elbe, bis tief ins Hannoversche hinein, aus. Drei Thürme Lüneburgs ragen aus weiter Ferne hervor und längs des Elbufers reihet sich Dorf an Dorf, mit Kirchthürmen und Windmühlen und gewährt, bei einer üppigen blühenden Vegetation, einen überraschend schönen Anblick. Dieser Berg nun war auf seinem Gipfel geebenet, mit schwellenden Moossitzen umgeben und zum Vergnügungsort der Boitzenburger ausersehen. Hier schwelgten ehemals die guten Vorfahren der Stadt bei Spiel und Tanz, oft bis tief in die Nacht hinein und zogen dann bei Fackelglanz singend und jubelnd nach Haus. — Doch an dem Fuße dieses Berges da ruhen in geweihter Erde die seelig entschlafenen Lieben. Der Berg begränzt den Friedhof der Stadt. — Daher war es schon für Manchen längst ein Aergerniß gewesen, wenn die muthwillige Jugend dort oben so tobte und lärmte und alte fromme Mütter weissagten einem solchen losen Treiben kein gutes Ende. Hier war schon oft der Tummelplatz der X.'schen Familie und derer, die sich ihrer

Gunst erfreuten, gewesen und bald sollte er der Schauplatz eines großartigen Festes werden.

Der Tag der Verlobung der liebenswürdigen Agnes mit dem reichen Vetter fiel gerade auf Johannis, inmitten der schönsten Jahreszeit und sollte deshalb auch auf würdige Weise durch eine ländliche Partie gefeiert werdeu. Man hatte beschlossen eine Ausflucht nach dem Tannenberge zu machen und dort oben die schöne wonnige Sommernacht bei Spiel und Tanz zu verbringen, und das Fest mit einem großartigen Fackelzuge zu beschließen.

Unser armer unglücklicher Rudolph hatte nicht Rast noch Ruhe in der Fremde; — noch einmal wollte er seine theure Agnes sehen, aus ihrem eigenen Munde das Bekenntniß ihrer Liebe hören und dann in stiller Ergebung sein Leben beschließen. Doch ach! er wird höhnisch von der Pforte ihres Hauses zurückgewiesen, sie bleibt für ihn unzugänglich und nicht das geringste Zeichen seiner Nähe gelangt zu seiner geliebten Agnes.

Der Verlobungstag nahet. Alles, was auf Schönheit, Glanz und Reichthum in der ganzen Stadt und Umgegend Ansprüche machen kann, wird geladen um dies Fest zu verherrlichen. — Großartig sind die Vorbereitungeu und ganz dem Glanze dieses Hauses würdig. Die ganze Stadt ist in ungewöhnlich froher Aufregung, denn Alles ist mittelbar oder unmittelbar beschäftigt, um zu dem Glanze des Festes das Seinige beizutragen.

Nur einer schleicht, fast ungesehen und ungekannt, scheuen trüben Blicks umher und sucht unter den schattigen Gängen der laubumkränzten Höhen Trost und Ruhe für sein wundes, krankes Herz.

Rudolph schleicht dem Tannenberge zu.

Wie nun am Abend die Schatten länger werden und die

Sonne sinkt, setzt der Zug sich in Bewegung. Voran das Brautpaar, in Begleitung ihrer Eltern, in der glänzend geputzten Staatskarosse des Hausherrn, bespannt mit den vier kohlschwarzen Leibrossen desselben. Darauf, auf großen Wagen, mit Laub und Blumen geschmückt, ihre Jugendgespielinnen und Freundinnen und der ganze Zug der übrigen Gäste, mit einander wetteifernd im festlichen Schmucke.

So gehts hinauf zum Tannenberge.

Ein glänzendes Mahl empfängt die Gäste und nach dem Schmause ladet die Musik zum frohen Tanze. Die heiterste Stimmung beseelt die ganze Gesellschaft, und immer heißer rollt das Blut in den Adern und immer rascher fliegen die Accorde und fort wogt der Tanz in rasender Eile über den improvisirten Tanzsaal.

Und siehe da! wie nun um die Mitternachtsstunde die Lust ihren höchsten Grad erreicht hat und die schmetternde Posaune weithin im Echo verhallt, da erwachen über diesen heidnischen Lärm die dort unten so lange in Frieden Ruhenden und die Gräber thuen sich auf und unter ihnen drehen sich im wilden Tanze die längst Begrabenen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel steht vor dem jungen Bräutigam, der noch so eben im trunkenen Uebermuthe die Todten verlästerte, ein scheußlich dürres Todtengerippe und grinst ihn an mit kahlem Schädel.

Und wie von der Hand des Todes berührt, sinkt er lautlos zu Boden. —

Von wildem Entsetzen ergriffen stürzt Alles in jäher Flucht den Berg hernieder, und eilt, als wären sie von den Furien der Hölle gejagt, in großer Verwirrung zur Stadt. Und der Mond warf sein bleiches Licht durch die zertheilten Wolken und beleuchtete diese grauenhafte Scene.

Agnes hatte nicht mehr getanzt, sondern war, mit tiefer Wehmuth im Herzen, auf eine nahe Moosbank gesunken. Das allgemeine Entsetzen macht sie auf einen Augenblick erstarren, darauf sinkt sie mit einem durchdringenden Schrei zu Boden. Doch in dem Augenblick tritt Rudolph, welcher sich in dem Schatten einer dunkelen Fichte verborgen, hervor und erfaßt sie mit kräftiger Hand. — Sie öffnet noch einmal das erstarrte Auge und sieht sich von ihrem Rudolph umschlungen. Sein Gesicht, vom Monde bestrahlt, schaut so unheimlich, so starr und kalt auf sie, daß sie sich von den Armen eines Todten umschlungen wähnt; ihr schwaches Haupt sinkt zurück, ihr schwinden die Sinne und bewußtlos wird sie auf seinen Armen zur Stadt getragen.

Sie kömmt nicht wieder zum Bewußtsein, sondern ein hitziges Nervenfieber wirft sie aufs Krankenlager und nach acht Tagen unendlichen Leidens, schlummert sie mit dem Rufe: „Rudolph, mein Rudolph! Du winkst, ich folge Dir!“ sanft hinüber ins bessere Jenseits.

Den jungen X., ihren Verlobten, fand man am Morgen dieser grauenhaften nächtlichen Scene todt und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt im feuchten Grase liegen. Mit ihm starb der letzte männliche Sprosse des jüngeren X.'schen Hauses.

Rudolph eilte, nachdem seine Geliebte ihm durch den Tod entrissen, fort von dieser Stätte der Trauer und des Entsetzens und zog weit hinaus in die Welt. Seine Vaterstadt sah ihn nie wieder; doch wollte man Kunde davon erhalten haben, daß er über das Meer in einen fremden Welttheil gezogen, obgleich von dort jegliche Kunde über ihn fehlte.

Der Tannenberg war von dieser Zeit an öde und verlassen, kein Tanz und Gelage fand daselbst mehr statt. Jedoch ein Heer von Krähen wählten sich fortan die schlanken Tannen zu ihrem Wohnsitz und erfüllten weithin die Luft mit ihrem widerlichen Geschrei.

Die Familie X. sank nach und nach immer mehr von dem Gipfel ihres Glanzes und Reichthums herab, und der letzte Sprosse des älteren Hauses, welcher nicht das Genie und das Glück seiner Vorfahren besaß, wol aber den alten Stolz und Dünkel bewährte, verschleuderte in unmäßiger Verschwendung die letzten Trümmer dieser ehemals großen Reichthümer und starb dann, verachtet und verlassen von allen früheren Tafelfreunden und Schmeichlern, in Armuth und Elend.

Doch die Zeit, welche jegliche Wunden heilet, wirft auch über Jegliches den Schleier der Vergessenheit, und so ist auch auf diese Zeit eine andere gefolgt und dies Bild ein anderes geworden. Die schlanken Tannen sind durch die Axt gefallen und der Krähenschwarm, worin man glaubte die Seelen der aus ihrem Todesschlummer Gestörten zu erblicken, die vergebens nach Ruhe suchten, ist nun verscheucht, und an der Stelle, wo wildes Gesträuche wucherte und noch halb verfallene Moosbänke aus dem Dickicht hervorblickten, sind nun schöne Anlagen gemacht und bequeme und zierliche Fußpfade führen nun wieder bis zum Gipfel hinauf und schöne Blumenbeete und Zierpflanzen erfreuen das Auge, und liebliche Grotten laden zur Ruhe ein.

Doch hoch oben vom Gipfel des Berges ragt jetzt das Kreuz Christi über die weite Ebene und der ganze Berg ist geweihet von der Hand des Predigers zur Ruhestätte für die selig Entschlafenen und wird Kreuzberg fortan genannt. Und der Frevel ist gesühnt und friedfertig und gottergeben wandern jetzt die Lebenden an den Ruhestätten der Dahingeschiedenen

und pflanzen Blumen auf die Gräber und winden Kränze für ihre Lieben. Und kein wildes Gelage, kein rauschender Tanz und Musik wird jemals ihre Ruhe wieder stören.

Die Heilquelle am minzower Wege bei Röbel.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Nach dem Dorfe Minzow, dessen schon in alten Urkunden und Sagen Erwähnung gethan wird und das mit seiner ganz aus groben Granitblöcken aufgeführten Kirche in das graue Alterthum mecklenburgischer Geschichte hinüberreicht, führt von Röbel aus durch fruchtbare Aecker eine breite Straße, die einst der Schauplatz regen Lebens war. Wer zu früher Morgenstunde des Weges kam und die Menge der Menschen zu Fuß und Wagen sah, hätte schwerlich eine Ahnung von dem Zwecke der Absicht dieser Wanderer gehabt; er hätte nicht gewußt, daß es des Leibes Noth und Krankheit und einer Quelle wunderbare Heilkraft war, wodurch so Viele in der Morgenstunde hierher geführt wurden.

Wie zu der Zeit, als der Herr auf der Erde wandelte, viele Blinde, Lahme und Dürre in dem Wasser des Teiches Bethesda von ihren Krankheiten und Gebrechen genasen, — Evang. Joh. 5, — so war auch in der Vorzeit in dem minzower Wege ein Heilbrunnen, dessen segensreiche Wirkungen an Kranken aller Art bis in die fernsten Gegenden gekannt und gepriesen waren. Besonders war es an frühem Morgen, daß der Brunnen reichlich fluthete und dann eine große Heilkraft äußerte. Zu dieser Zeit kamen die Bewohner der Stadt

und schöpften des Brunnens gesegnetes Wasser zu Trank und häuslichem Gebrauch, und viel Leben und Bewegung zeigte sich dann auf dem Brunnenwege. Von Nah und Fern kamen Kranke, die mit Fiebern, Geschwüren und anderen körperlichen Leiden behaftet waren und tauchten ihren Leib in die Heilquelle, worauf sie alsbald genasen. Auch Gesunde kamen hierher und tranken zu erhöheter Kräftigung das Wasser.

So war die Quelle weithin gekannt und von Gesunden und Kranken besucht, und wer hier von seiner leiblichen Noth befreiet war, pflegte späterhin gern immer noch einmal wiederzukommen und in dankbarer Erinnerung der empfangenen Wohlthaten am Brunnen zu verweilen.

Aber neben der großen Zahl derer, denen der Brunnen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe war, fanden sich doch in Röbel Manche, denen er zu Aergerniß gereichte und die ihn seines Daseins zu berauben suchten. Es lag nämlich die Heilquelle in der Mitte jenes Weges und verursachte dadurch sowol den Reisenden manche Unbequemlichkeiten, als sie auch den Besitzern der angrenzenden Aecker kleine Nachtheile zufügte, weil sie hin und wieder bei großem Wasserreichthum die Saaten überschwemmte. Darum war man vielfach bemüht, den Brunnen zu verschütten. Sand, Steine und Buschwerk ward in großer Masse in die Quelle geworfen, und oft war am Abend nach solch feindlichem Gebahren ihr stilles Rauschen verstummt. Wenn aber der Morgen anbrach, war Alles wieder hinweggeschwemmt und silberhell entquoll das gesegnete Wasser dem Grund der Erde, Durstigen zu fröhlicher Labe, Leidenden zu Trost und Hülfe. Die Bemühungen wiederholten und verdoppelten sich; immer derselbe Erfolg: der Abend brach trauernd über die versiegte Quelle herein und im Morgenlichte erglänzte sie in frölichem Leben. So war

man denn zur Freude so vieler Leidenden dieser feindlichen Bemühungen müde geworden und fügte sich in das Unabänderliche.

Doch, eines Morgens, als nach gewohnter Weise Dieser seinen Krug und Jener sein herbes Weh zum Brunnen trägt, erkennt man die Stätte nicht mehr, die so Viele dahingeführt hatte. Die Quelle ist versiegt! Keine der Blumen, die an ihrem Rande ein fröhliches Gedeihen fand und ihren Kelch lieblich der Sonne erschloß, ist zu sehen! Nur kleines Gerölle deutet auf den früheren Gang des Wassers hin; die Straße ist eben. Bestürzung ergreift die Gekommenen; man weiß sich dies neue Wunder nicht zu deuten. Sie werden von Furcht und Hoffnung an die Stätte gebannt; suchend schaut das Auge in die Ferne, horchend lauscht das Ohr nach der Quelle freundlichem Murmeln. Sie ist auf immer verstummt.

Die Harrenden gehen endlich in die Stadt zurück und erzählen, was sich zugetragen, und von Haus zu Haus geht die traurige Kunde. Da hört man denn, daß in der Nacht ein böswilliger Mensch in frechem Uebermuth den Brunnen geschändet und entweihet habe. —

Wol kam noch oft in des Morgens früher Stunde mancher Leidende und Kranke zum Heilbrunnen, nach seinem gesegneten Wasser verlangend; — aber nimmer floß die klare Quelle wieder, und es bezeichnet jetzt nichts mehr ihren einst so reichlich gespendeten Segen, als der Name des Ackers*), dem sie entquoll.

---

*) Das umliegende Feld heißt noch heute „am Brunnen“.

Der Herausg.

Des frommen Trompeters Untergang auf der Elbe bei Broda, unweit Dömitz.

Früh Morgens sattelte ein Husaren-Trompeter in der preußischen Stadt Lenzen seinen Schimmel und ritt hinaus zum Thore, der nahen Elbe zu. Es war im Frühlinganfang; noch bedeckte zwar dickes Eis den mächtigen Strom, aber schon begann es sich zu lösen und morsch zu werden und somit die Passage nach dem jenseitigen Ufer zu stören.

Ein frischer Westwind hatte sich erhoben, als der Reiter bei dem Wasser anlangte. Trotz der warnenden Worte eines alten Fischers, — der den plötzlichen Eintritt des Eisganges wol kannte und also auch wußte, wie gefährlich es oft werden könne, die Elbe zu einer solchen Zeit zu überschreiten, — gab er doch furchtlos seinem Pferde die Sporen und sprengte hinauf auf die glanzlose Eisfläche, um so schnell als möglich das gegenüber liegende hannöversche Gebiet zu erreichen. Er hatte dort ja etwas Wichtiges zu besorgen, und gerne wollte der an Disciplin und Gehorsam gewöhnte Krieger auch seinen Auftrag ausführen.

Kaum aber hatte der wackere Husar die Mitte des Stromes erreicht, als es plötzlich unter ihm donnerte und krachte und ein furchtbares Heulen und Dröhnen die Luft erschütterte. Mit dumpfen Knallen, gleichsam als würden Kanonen gelöst, sprang und zerborst das Eis und aus den tiefen Rissen quoll sofort, zischend und schäumend das Wasser hervor.

Schon begann sich das Eis unter seinen Füßen in Bewegung zu setzen und von den sich immer mehr Bahn brechenden Wellen mit fortgerissen zu werden. Der alte Soldat,

keine Angst und Furcht kennend, gab seinem Rosse auf's Neue die Sporen. Hochauf bäumte sich das edle Thier, schon setzte es an zum mächtigen Sprunge, doch scheu wich es wieder zurück; es war unmöglich die nächste große Eisscholle zu erreichen, ein zu breiter, wild schäumender Wasserstrom lag dazwischen. Schnell wendete der Reiter sein Pferd auf die andere Seite, aber auch hier war es nicht mehr möglich sicheres Eis, geschweige denn festen Boden zu erreichen. Allenthalben umgaben ihn brausende, schwarzgraue Wellen, in denen sich klirrend und einander zerschmetternd große und kleine Eisblöcke bewegten. Der arme Trompeter befand sich mit seinem Pferde auf einer großen Eisplatte, die wie ein Floß in dem wilden Durcheinander von Eis, Wasser und Schaum umhergeworfen wurde.

Und immer wüthender tobte der Elbstrom; immer neue Eisberge thürmten sich auf, stürzten zusammen und verschwanden wieder; immer höher erhoben sich die Fluthen, Alles zerstörend und vernichtend, und immer schneller trieb der Reitersmann dahin, den Strom hinunter, jeden Augenblick seinen Untergang erwartend; denn wie leicht und schnell konnte nicht auch sein schwaches Fahrzeug in die Tiefe geschleudert, zerschellt und zertrümmert werden.

Viel Volks hatte sich nach und nach an beiden Ufern gesammelt und sah mit klopfenden Herzen dem traurigen Schauspiele zu. So gerne auch mancher Brave helfend hervorgetreten wäre, so gerne auch Dieser oder Jener Alles gewagt hätte, um den Unglücklichen zu retten, es wäre doch vergebens gewesen, und nur seinen eigenen gewissen Untergang würde er dabei gefunden haben. Sie alle, die kundigen Leute wußten dies nur zu gut; ach sie wußten nur zu gewiß, daß hier menschliche Kraft und Hülfe nichts mehr vermöge, daß

der alte Husar rettungslos verloren sei. Und er selbst sah und fühlte dies auch vollkommen, darum bereitete er sich nach alter Kriegermanier gefaßt auf sein nahes Ende vor. Hatte er doch schon in so mancher blutigen Schlacht unerschrocken dem Tod in's Auge gesehen, deshalb zitterte er auch jetzt nicht. Ruhig stieg er vom Pferde, hing die Zügel seines treuen Schimmels über den rechten Arm, entblößte darauf sein graues Haupt und verrichtete ein kurzes Stoßgebet, indem er Gott um ein seeliges Ende bat. Dann setzte er die Bärenmütze mit den flatternden rothen Schnüren und dem wallenden Haarbusche wieder auf, nahm die Trompete von der Schulter und begann mit tiefer Rührung das alte herrliche Kraft- und Kernlied unserer lutherschen Kirche: „Nun danket Alle Gott" anzustimmen. Und durch das Brausen und Toben der Elemente drangen weithin, ernst und feierlich die reinen Klänge des frommen Trompeters.

Es war ein erschütternder, ein schrecklich erhabener Anblick, der sich dem zuschauenden Volke jetzt darbot. Hoch aufgerichtet, sicher und fest wie eine Eiche im Sturme, stand er da, der alte markige Husar auf seiner zerbrechlichen, mit rasender Eile dahinschießenden Eisscholle. Zu seiner Rechten aber schnaufte, ebenso ruhig, stolz und muthig wie er selbst, sein prächtiger Schimmel, sein treuer Gefährte in Freud und Leid, in Krieg und Frieden. — So manches Jahr schon hatte das kluge Thier dem Alten gedient, hatte stets Gutes und Böses kameradschaftlich mit ihm getheilt und ertragen, deshalb schien es denn auch jetzt nicht, in der letzten Stunde seinen Herrn verlassen zu wollen, sondern treulich bei ihm auszuharren, um an seiner Seite mit unterzugehen. — Keine Spur von Unwillen oder Unmuth war in dem ehrwürdigen, wettergebräunten Gesichte des alten Kriegers zu entdecken, wol aber

leuchtete deutlich aus demselben fromme Ergebung in des Höchsten Willen hervor; wahre Seelenruhe, himmlischer Frieden verklärte seine ernsten, schönen Züge.

Und immer kräftiger, immer durchdringender und herrlicher entströmten die frommen Melodien den Lippen des begeisterten Trompeters, wie überirdische Töne aus höheren Himmeln erklangen sie und drangen tief, tief in die Seele des am Ufer versammelten Volkes. Ein heiliger Schauer durchzitterte Aller Herzen und hingerissen von höchster Bewunderung, ergriffen von tiefster Rührung trauerte und weinte Alles um des braven Kriegers Geschick. Selbst der abgehärtete, rauhe Bootsmann zerdrückte ergriffen eine Thräne zwischen den grauen Wimpern und flehete still zu Gott, um ein baldiges seeliges Ende für den frommen Husaren.

So trieb er blasend fort, die Elbe immer weiter hinunter, an Dömitz vorbei, und viel Leute aus der Stadt und Festung sahen ihm bewundernd nach mit feuchtem Auge und inniger Betrübniß. Eben hatte er die letzten Strophen des zweiten Verses:

„Und uns in Seiner Gnad'
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hie und dort.“

beendet, und schon begann er auch den dritten und letzten Vers anzustimmen, als plötzlich, in der Nähe des Gehöftes Broda, ein hoher Eisberg wankte und vorüberstrürzend Alles mit sich fort in die Riefe riß. Hoch auf spritzte der weiße Gischt, und verstummt war das fromme Lied, verschwunden war der wackere Trompeter und sein Roß. —

Und fort und fort brauseten die Wellen; dumpfer heulte der Sturm. Immer schauriger erklang das Tosen der empörten

Elemente, die im grausigen Chore dem verschlungenen frommen Reitersmanne ein Todtenlied sangen. —

Lange schon ist's her, als sich vorstehende Begebenheit zugetragen haben soll, doch lebendig und frisch hat sich die Sage davon bis jetzt erhalten, und wol Jedermann in der Stadt und Festung Dömitz, wie auch in den nahen, an der Elbe gelegenen Dörfern weiß vom frommen Trompeter und seinem heldenmüthigen Tode zu erzählen.

Wenn's im Frühling draußen heult und tobt; wenn das Eis auf der Elbe unter fürchterlichem Donnern und Heulen plötzlich zerspringt und sich nach und nach in Bewegung setzt, Alles mit sich fortreißend, Alles vernichtend und zerschmetternd, was sich hemmend in den Weg stellt; wenn sich die Schollen häuserhoch aufthürmen, zu gewaltigen Eisbergen, die sich mit ungeheurem Getöse gegenseitig zersplitternd und zermalmend in die Tiefe stürzen, daß es weithin dröhnt und kracht, daß die Splitter rings umherfliegen und Wasser und Schaum hoch in die Lüfte spritzen; wenn dann die Strandbewohner mit Schaudern und Schrecken an die Unglücklichen denken, die sich während dieser schrecklichen Revolution auf der tückischen, kurz zuvor noch so ruhig und sicher scheinenden Eisdecke befinden; wenn sie ihren gewissen Tod beklagen und ein stummes Gebet für ihre Rettung zum Himmel senden, dann tritt ihnen wiederum die Sage vom Untergange des Trompeters so recht anschaulich und grell vor die Seele, und mit frommen Grausen erzählen die Alten dann den hochaufhorchenden Kleinen, wie kühn und muthig der alte Husar und sein prächtiger Schimmel in den Tod gegangen. Mit lebhaften Farben malen sie ihnen dann aus, was der alte Reitersmann wol gelitten, als er, seinen Untergang jeden Augenblick erwartend, auf der zerbrechlichen

Eisscholle dahin getrieben sei, wie geduldig und ergeben er sich aber in Gottes Willen gefügt, wie rührend und herzerschütternd es gewesen, als er „Nun danket Alle Gott" geblasen; wie dann plötzlich sein herrliches Lied verstummt, wie er untergegangen und in den dunklen Fluthen seinen seeligen Tod gefunden habe ꝛc. Und doppelt werden die Kleinen ergriffen, wenn sie dann mit noch nassen Augen durch's Fenster hinaus blicken auf den wilderregten Elbstrom. Sinnend lassen sie alsdann noch einmal die eben gehörte Begebenheit in ihrer ganzen Größe und Erhabenheit vor ihrem jungen Geiste vorüberziehen; denn so ganz können sie sich ja die Sage des frommen Trompeters vergegenwärtigen, sich Alles so recht lebhaft denken und vorstellen. Und tief und bleibend ist der Eindruck, den diese Geschichte auf das kindliche Gemüth machte, noch für's ganze Leben. Sind sie nach Jahren aber selbst alt geworden und die Elbe geht dann im Frühling wieder auf, so erzählen auch sie den Kindern wieder, was sie in ihrer Jugend vom alten seeligen Großvater oder der alten Großmutter, die schon längst beim Herrn sind, gehört haben.

So ist's denn nun gekommen, daß diese Sage, — obgleich sie bis jetzt vielleicht noch nicht niedergeschrieben und gedruckt war, — sich so besonders frisch und lebendig in dortiger Gegend erhalten hat. Es bildet dieselbe ja gleichsam ein Stück aus dem Leben der guten Elbufer Bewohner, — denn fast jährlich fordert der mächtige Strom beim Eisgange sein Opfer, — und deshalb hat sich denn die alte Geschichte vom Trompeter, allein schon durch mündliche Ueberlieferung, unverkümmert bis auf das jetzige Geschlecht fortgepflanzt. Möge das noch ferner so bleiben und somit des alten heldenmüthigen Husaren gerechter Ruhm noch lange fortleben und gepriesen werden! —

Die geblendeten Leute und das behexte Mädchen zu Neubrandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby in Neubrandenburg.)

Was in Neubrandenburg geschehen
Zur Zeit, als Geister man gesehen,
Als Zauberer und Hexen lebten;
Die Menschen all' in Aengsten schwebten
Ob Teufelsbann und Hexerei,
Ob Augenblenden und derlei,
Davon will ich jetzund erzählen
Ein Stück — ob's wahr — soll mich nicht quälen.

Auf freiem Markte rief ein Mann:
„Ihr Leute kommet näher 'ran,
Seht diesen starken, langen Baum,
Der hier jetzt steht auf off'nem Raum
Und nicht durchbohrt im Innern ist,
Durchkrieche ich in kurzer Frist;
Paßt auf, jetzt geht das Schauspiel an,
Jetzt schaue recht auch Jedermann!"

So Viele auch da um ihn stehen,
Sie ihn den Baum durchkriechen sehen,
Vor ihren Augen wunderbar
Stellt sich das selt'ne Schauspiel dar.

Da kommt die Straß' von ungefähr
Ein Mädchen mit dem Krautsack her,
Das hat gefunden bei dem Pflücken
Ein Kleeblatt mit vier Blätterstücken.

Und als sie's hielt in ihren Händen
Ward sie verschont vom Augenblenden;
So sah sie ohne Trug und klar,
Daß jener Mann ganz offenbar
Den Baumstamm lang kroch obenhinn
Und sprach's auch aus mit off'nem Sinn:
„„Was steht Ihr hier und gafft das an,
Was der thut, das kann Jedermann,
Er kriecht ja oben nur herum,
Oh lieben Leut', was seid Ihr dumm!““

Doch Jener hört kaum ihre Stimme,
Als er in fürchterlichem Grimme
Sie öffentlich behext, verflucht,
Daß eilig sie das Weite sucht.
Von Stund an ward sie krumm und lahm,
Zu Füßen nie sie wieder kam,
Was man an Mitteln auch ersann,
Sie blieb behext, im Teufelsbann;
Und ist erst durch den späten Tod
Befreit von aller Leibesnoth.

Warsow's erste Glocke und die Blutstropfen auf derselben, zwischen Schwerin und Hagenow.

Als das Christenthum sich immer mehr in unserm lieben Mecklenburg ausbreitete, als die Tempel der Heiden immer mehr sanken und an ihrer Stelle sich christliche Kirchen und Capellen erhoben, da begann auch die zwar sehr arme Christen=

gemeinde in Warsow, voll gläubigen Vertrauens, sich ein kleines Gotteshaus zu bauen. Gerne hätte sie, als es fertig war, auch wie all die Kirchen der benachbarten Gemeinden, eine Glocke gehabt, doch sie war leider zu arm; ihr frommer Wunsch mußte einstweilen noch unerfüllt bleiben.

Nach einigen Jahren aber schon war es den Bemühungen der warsower Gemeinde im Vereine mit ihrem braven Geistlichen gelungen, soviel Geld zusammenzubringen — theils durch eigene Ersparung, theils durch die Hülfe des Landesfürsten und sonstiger wohlhabender Gönner und Freunde, — um sich eine kleine Glocke, die damals viel kostbarer war, als jetzt, anschaffen zu können.

Man trat also dieserhalb mit einem tüchtigen Meister aus Schwerin in Unterhandlung, den Guß der Glocke an Ort und Stelle vorzunehmen. Bald war man sich einig, worauf denn auch alsbald der Glockengießer mit seinem Lehrlinge und den nöthigen Metallen und Werkzeugen in Warsow eintraf. Sofort errichtete er einen Schmelzofen und begann die Ausführung der Glockenform. Rüstig schritt die Arbeit vorwärts; nach einigen Tagen schon war sie soweit gediehen, um den Guß vornehmen zu können.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die frohe Botschaft durch Warsow und die sonst noch nach dort eingepfarrten Ortschaften verbreitet. Und Alles strömt im Sonntagsputze, den Geistlichen an der Spitze, am Morgen des betreffenden Tages herbei, um Zeuge dieser für die Gemeinde so wichtigen Begebenheit zu sein.

In dichten Gruppen, mit ängstlich klopfenden Herzen und fromme Gebete für das Gelingen des Werkes zum Himmel sendend, umstand das Volk den Ort, wo der Guß stattfinden sollte. „Alles in Ordnung?" erscholl's endlich aus der rauhen

Kehle des Glockengießers, und ein ruhiges „Ja!“ des Lehrburschen antwortete auf die Frage seines Meisters. Dieser schritt sodann an den Ofen; ein kräftiger Ruck, und feuerroth schoß der glühende Strom der Glockenspeise hervor und ergoß sich donnernd in die Lehmform.

Als das Erz erkaltet, wurde der Mantel gesprengt. Ein lauter Fluch des Meisters drang gleich darauf durch die lautlose Stille und verkündete dem Volke, daß der Guß mißrathen sei. Bald gewahrte auch Jedermann einen großen Riß in der Glocke, und stille und traurig ging die Menge auseinander.

Der Meister aber begann fluchend sofort wieder bei der Bildung einer neuen Form. Als dieselbe, nach Verlauf einiger Tage, wieder fertig, als das ängstlich harrende Volk sie wieder umstand, begann der neue Guß. Und der neue Guß mißlang wieder; die Glocke zeigte diesmal einen noch größeren Riß und ein noch gräßlicherer Fluch entströmte wieder den vor Zorn und Wuth bebenden Lippen des Meisters, der Alles zurücke lassend, Gott lästernd davon eilte.

Da trat der jugendliche Lehrling, eine edle Knabengestalt hervor und sich an die schaudernde Menge wendend sprach er also: „Vergönnt's mir jetzt, daß ich in Gottes Namen einen neuen Versuch mache und mit Seiner Hülfe einen dritten Guß wage!“ Und Alles stimmte dem Lehrjungen bei, der so vertrauungsvoll, so einfach und doch so erhaben gesprochen hatte und rief des Höchsten Segen und Beistand über sein Unternehmen hernieder.

Nach kurzer Zeit schon waren die Vorarbeiten glücklich beendet; mit größtem Fleiße, von des Morgens früh bis zum späten Abende war der unermüdliche Lehrling thätig gewesen. Und Alles rüstete sich schon auf den folgenden Morgen, wo, wie es hieß, der neue Guß vor sich gehen sollte; auch diesmal

gemeinde in Warsow, voll gläubigen Vertrauens, sich ein kleines Gotteshaus zu bauen. Gerne hätte sie, als es fertig war, auch wie all die Kirchen der benachbarten Gemeinden, eine Glocke gehabt, doch sie war leider zu arm; ihr frommer Wunsch mußte einstweilen noch unerfüllt bleiben.

Nach einigen Jahren aber schon war es den Bemühungen der warsower Gemeinde im Vereine mit ihrem braven Geistlichen gelungen, soviel Geld zusammenzubringen — theils durch eigene Ersparung, theils durch die Hülfe des Landesfürsten und sonstiger wohlhabender Gönner und Freunde, — um sich eine kleine Glocke, die damals viel kostbarer war, als jetzt, anschaffen zu können.

Man trat also dieserhalb mit einem tüchtigen Meister aus Schwerin in Unterhandlung, den Guß der Glocke an Ort und Stelle vorzunehmen. Bald war man sich einig, worauf denn auch alsbald der Glockengießer mit seinem Lehrlinge und den nöthigen Metallen und Werkzeugen in Warsow eintraf. Sofort errichtete er einen Schmelzofen und begann die Ausführung der Glockenform. Rüstig schritt die Arbeit vorwärts; nach einigen Tagen schon war sie soweit gediehen, um den Guß vornehmen zu können.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die frohe Botschaft durch Warsow und die sonst noch nach dort eingepfarrten Ortschaften verbreitet. Und Alles strömt im Sonntagsputze, den Geistlichen an der Spitze, am Morgen des betreffenden Tages herbei, um Zeuge dieser für die Gemeinde so wichtigen Begebenheit zu sein.

In dichten Gruppen, mit ängstlich klopfenden Herzen und fromme Gebete für das Gelingen des Werkes zum Himmel sendend, umstand das Volk den Ort, wo der Guß stattfinden sollte. „Alles in Ordnung?“ erscholl's endlich aus der rauhen

Kehle des Glockengießers, und ein ruhiges „Ja!“ des Lehrburschen antwortete auf die Frage seines Meisters. Dieser schritt sodann an den Ofen; ein kräftiger Ruck, und feuerroth schoß der glühende Strom der Glockenspeise hervor und ergoß sich donnernd in die Lehmform.

Als das Erz erkaltet, wurde der Mantel gesprengt. Ein lauter Fluch des Meisters drang gleich darauf durch die lautlose Stille und verkündete dem Volke, daß der Guß mißrathen sei. Bald gewahrte auch Jedermann einen großen Riß in der Glocke, und stille und traurig ging die Menge auseinander.

Der Meister aber begann fluchend sofort wieder bei der Bildung einer neuen Form. Als dieselbe, nach Verlauf einiger Tage, wieder fertig, als das ängstlich harrende Volk sie wieder umstand, begann der neue Guß. Und der neue Guß mißlang wieder; die Glocke zeigte diesmal einen noch größeren Riß und ein noch gräßlicherer Fluch entströmte wieder den vor Zorn und Wuth bebenden Lippen des Meisters, der Alles zurücke lassend, Gott lästernd davon eilte.

Da trat der jugendliche Lehrling, eine edle Knabengestalt hervor und sich an die schaudernde Menge wendend sprach er also: „Vergönnt's mir jetzt, daß ich in Gottes Namen einen neuen Versuch mache und mit Seiner Hülfe einen dritten Guß wage!“ Und Alles stimmte dem Lehrjungen bei, der so vertrauungsvoll, so einfach und doch so erhaben gesprochen hatte und rief des Höchsten Segen und Beistand über sein Unternehmen hernieder.

Nach kurzer Zeit schon waren die Vorarbeiten glücklich beendet; mit größtem Fleiße, von des Morgens früh bis zum späten Abende war der unermüdliche Lehrling thätig gewesen. Und Alles rüstete sich schon auf den folgenden Morgen, wo, wie es hieß, der neue Guß vor sich gehen sollte; auch diesmal

wollte wieder, wie die beiden ersten Male, die ganze Gemeinde dabei zugegen sein.

Doch als der Abend kaum dämmerte, da warf der Bursche schon das Erz in den Ofen, um es zu schmelzen. Noch in der Nacht wollte er den Guß vollziehen, damit wenn am Morgen die Leute kämen, die Glocke schon fertig sei. Und wie die Speise flüssig war, fiel der fromme Junge auf die Knie und flehete stille und ungesehen zum Allmächtigen, um Segen und Gedeihen. Denn, an Gottes Segen ist ja Alles gelegen! und das wußte, so dachte auch er. Und Gott der Herr sah gnädig hernieder auf den Betenden und erhörete sein Flehen.

Getrost und voll gläubigen Vertrauens, mit den Worten, „so gedeihe denn in Gottes Namen!“ zog jetzt der Knabe den Hahn auf und ließ das flüssige Erz in die Form fließen. Als sie erkaltet, schwang er rüstig den Hammer. Ein freudiges Ah! entströmte bald seinen Lippen; denn herrlich und prächtig stand die Glocke da vor seinen entzückten Augen, ohne Mackel und Fehler. Der Guß war nicht allein gut, er war vorzüglich gerathen, und mit Recht konnte die Glocke als ein Meisterstück gelten.

Noch stand er da, im freudigen Betrachten seines Werkes versunken, als plötzlich und unerwartet sein Meister herzutrat. Kaum hatte dieser den gelungen Guß erblickt, als er auch schon wüthend auf den armen Knaben lossprang. — Das hatte er nicht geahndet, daran hatte er nie gedacht, daß sein Lehrbursch selbst schon ein Meister, ja daß er tüchtiger als er selbst sei. — Neid und Haß kochte in seiner elenden Brust; außer sich vor Zorn riß er sein Messer aus dem Gurte und stieß es tief, tief in's reine Herze des Knaben. Hochauf quoll ein Bluthstrahl, entseelt sank er hin über sein Meisterwerk und färbte es roth mit seinem jungen Blute. —

Der schändliche Mörder aber ergriff die Leiche seines kaum verröchelten, unschuldigen Schlachtopfers, trug sie hinaus an den nahen See und versenkte sie in seine Fluthen, um sich so vor Nachstellung und Entdeckung zu schützen. Ohne zurücke zu kehren in die Gießhütte eilte er dann schnell davon; denn schon war der neue Tag angebrochen und schon nahete in langem Zuge die warsower Gemeinde, um dem Guſſe der neuen Glocke zuzusehen, der nach ihrer Meinung ja jetzt erst beginnen sollte.

Wie erstaunten die guten Leute, als sie die Glocke schon fertig, so schön und gelungen dastehen sahen; aber sie war mit Blut bespritzt und überall außerdem noch Blutspuren! Dabei der Bursche verschwunden und Niemand zu finden!? — Bald jedoch schon sollten sie Aufschluß haben; denn konnte ihnen solchen auch kein Mensch geben, so geschah's doch durch Gott, durch den Mund der Glocke.

Trotz alles Reibens und Waschens war das Blut nicht von der Glocke zu vertilgen; es trat nur noch immer greller hervor. Deshalb mußte man sie so nur endlich in dem schon fertigen Glockenstuhl aufhängen. Welch Staunen ergriff aber das Volk, als bei dem ersten feierlichen Geläute ihre eherne Zunge als menschliche Stimme erklang, als sie klagend sang:

„Schaar iß't, schaar iß't,
Dat de Leerjung dod iß
Un in'n warsower See ligt!“*)

Jetzt hatte man den gräßlichen Aufschluß des Räthsels; die Glocke also war das Werkzeug Gottes, die zur Sühne des Mordes aufforderte! —

*) „Schade ist's, schade ist's,
Daß der Lehrjunge todt ist
Und im warsower See liegt!“



Sofort erhielt die Behörde Nachricht von Allem. Der Glockengießer wurde ergriffen und leugnete er auch wol beharrlich die blutige That, so verrieth ihn doch sein böses Gewissen. Bald empfing er den gerechten Lohn; sein Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. —

Die Leiche des Gemordeten aber wurde wieder aus dem Wasser hervorgezogen und feierlichst auf dem warsower Kirchhofe bestattet. Als das trauernde Volk die irdische Hülle des frommen Knaben in die kühle Erde gesenkt hatte, da ertönte zu seinem Ruhme, zu seiner Ehre und Erinnerung sein Meisterwerk, die Glocke, und entsendete so über seiner offnen Gruft ihr erstes Grab- und Trauergeläute.

Noch heute befindet sich diese Glocke im Kirchdorfe Warsow; noch heute kann man die Blutspuren auf derselben sehen und durch ihr Geläute hindurch das alte Klagelied hören: „Schaar iß't, schaar iß't rc.

Die Entstehung des Namens von Findenwirunshier bei Dömitz.

Ueber die Entstehung des Ortsnamens Findenwirunshier, womit die, eine halbe Meile von Dömitz an der Elbe gelegenen, allbekannten großen Mühlenanlagen benannt werden, erzählt die Sage Folgendes:*)

*) Ob darüber auch noch geschichtliche Aufzeichnungen und Daten vorhanden sind, weiß ich nicht; es sind mir wenigstens solche nicht bekannt, und habe ich darüber auch weiter nichts Historisches auffinden können.

Zwei Brüder hatten — durch die Entdeckung einer schauderhaften That in ihren Familien, dazu veranlaßt, — einander nicht nur ewige Feindschaft, sondern auch den Tod geschworen, sofern sie sich jemals wieder träfen. Beide waren von hohem Stande und dienten als Offiziere in den Armeen verschiedener Potentaten. Der eine kam von Hamburg, der andere aber von Berlin, als das Schicksal sie hier, auf ihren Berufsreisen, ganz unerwartet zusammen führte.

Bei dem gegenseitigen, plötzlichen Erblicken riefen die feindlichen Brüder wie aus einem Munde, gleich zornig und überrascht, die Worte aus: „Finden wir uns hier?!“ Dabei rissen sie ihre Schwerter aus der Scheide und rannten wüthend und racheschnaubend auf einander los.

Kurz war der Kampf, denn mit durchbohrten Herzen stürzte bald darauf das unglückliche Bruderpaar entseelt zu Boden, —

Als hier später eine Mühle erbaut wurde, gab man ihr zur Erinnerung an jenen gräßlichen Brudermord den Namen „Findenwirunshier“, — die einzigen Worte, welche die zürnenden Brüder gesprochen, ehe sie sich auf einander gestürzt und erstochen hatten. —

Diesen Namen hat man auch ferner noch beibehalten, denn alle die jetzigen, nach und nach dort umher entstandenen großartigen Papier-, Oel- und Mehlmühlengehöfte führen auch noch heutigen Tages den alten Namen Findenwirunshier, der zuweilen auch wol in „Findshier“ abgekürzt wird.

Die Wundereiche unweit der Landstrasse zwischen Schwaan und Doberan.

Nicht garweit von der Landstraße, die von Schwaan nach Doberan führt, zwischen dem Hofe Fahrenholz und dem Dorfe Stäbelow steht ein altehrwürdiger Eichbaum; früher allgemein, ja weltberühmt, jetzt aber wol nur noch in der nächsten Umgegend bekannt, unter den Namen „die Wundereiche".

In der Mitte ihres Stammes, ohngefähr 12 Fuß von der Erde, befindet sich eine merkwürdige Oeffnung, so groß, daß ein Erwachsener ganz gut hindurch kriechen kann. Diese Oeffnung ist mit einem Geländer umgeben, welches auf zwei von unten hinaufführenden, starken Treppen ruht.

Ihren Namen verdankt die Eiche der Wunderkraft, welche ihr sonst innegewohnt haben soll. Wenn nämlich früher ein Kranker nach Sonnenuntergang, stillschweigend und mit gläubigem Herzen durch die erwähnte Oeffnung kroch, so wurde er, der Sage nach, alsbald wieder gesund. Alle möglichen Krankheiten, Gebrechen und Leiden, welcher Art sie auch immer sein, welchen Namen sie auch immer führen mogten, kurz jegliches Uebel ist durch das Hindurchkriechen sofort beseitigt und geheilt worden.

Deshalb war es denn auch zu damaligen Zeiten, als die Eiche noch ihre ungeschwächte Heilkraft besaß, in dortiger Gegend immer ein gar arges Leben und Treiben, namentlich in dem Dorfe Stäbelow; denn nicht nur allein aus der Nähe, sondern auch aus weitester Ferne eilten fortwährend Schaaren von Kranken und Leidenden aller Art herbei. Arm und Reich, Vornehm und Gering, kurz Alle, welche sonst keine Hülfe und Heilung mehr erlangen konnten, kamen hierher und fanden

jedesmal das Erhoffte, indem sie geheilt, frisch und gesund wieder von dannen zogen.

Weit und breit hin war schon der Ruf und Ruhm dieses Wunderbaumes gedrungen, und immer weiter noch, bis in die fernsten Gegenden dehnte er sich aus. Daher strömten auch immer mehr Hülfesuchende aus allen Ecken und Enden der Welt, aus allen Himmelsgegenden hier zusammen; viele darunter, die über hundert Meilen Weg's hatten machen müssen.

Sobald die Sonne untergegangen war, sah man dann die armen Kranken sich still eine Leiter suchen, — damals existirte nämlich noch nicht das Geländer mit den beiden Treppen, — damit schlichen sie nach der Eiche, legten sie dort an, klommen hinauf und krochen gläubig durch die bewußte Oeffnung. Waren sie hindurch, so fühlten sie sich sofort wie von Neuem geboren, neue Lebenskraft durchströmte ihre Glieder, und frisch und gesund kletterten sie dann gewöhnlich gleich auf der andern Seite wieder hinunter und eilten, Gott dankend und freudig jubelnd, fix und leichtfüssig davon.

Unter den Genesung Suchenden befand sich einmal auch die Frau eines mecklenburgischen Landdrosten, die schon Jahre lang fortwährend krank und leidend war. Obgleich dieselbe auch schon alles Mögliche gethan und versucht hatte, so war's doch stets vergeblich gewesen; denn weder der Gebrauch der verschiedensten Brunnen und Bäder, noch alle die Kuren und Mittel der berühmtesten Aerzte hatten auch nicht das Mindeste gefruchtet, nicht die geringste Aenderung und Besserung ihres leidenden Zustandes herbeigeführt, und schon hielt man sie für unheilbar. Da hörte die kranke Dame einmal zufällig die Heilkraft der Wundereiche rühmen und sofort beschloß sie, auch dort ihr Heil zu versuchen. Sie ließ sich also zur Stelle fahren, stieg aus, nahm eine Leiter, erklomm dieselbe mit Auf-

bietung ihrer letzten, wenigen Kräfte, kroch durch die Oeffnung und war sofort geheilt. Gesund und munter kehrte sie bald darnach in die Arme ihres hocherfreuten Ehemannes zurück, dem sie denn auch erzählte, wie sehr schwer es ihr geworden die unsichere Leiter zu ersteigen, wie sie sich, als sie die Oeffnung durchkrochen, dann wieder beim Hinunterklettern geängstigt und gefürchtet habe, kurz, daß die ganze Geschichte doch eine recht unangenehme und beschwerliche sei.

Als der Herr Landdrost sich später einmal in der Nähe des regierenden Landesfürsten, des noch damaligen Herzogs Friedrich Franz*), befand und gerade die Rede auf die Wundereiche kam, erzählte er sogleich von der fast unglaublichen Genesung seiner früher so sehr kranken Frau und sprach auch über ihre Furcht und Angst, die sie bei der unbequemen Procedur ausgestanden habe. Recht herzlich lachte der hohe Herr über das Letztere und meinte in seiner allbekannten drolligen Weise, er hätte wol zusehen mögen, wie komisch sich die gute Dame dabei angestellt habe 2c. Dann aber setzte er lächelnd hinzu: „Na laß's nur gut sein, alter Freund*), das soll nicht wieder passiren; künftig soll das Experiment schon besser gehen!"

Auf Allerhöchsten Befehl wurde bald darnach die bereits erwähnte Gallerie mit den beiden hinaufführenden Treppen

---

*) Friedrich Franz I. erster Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wurde am 10. Dezember 1756 geboren, folgte seinem Onkel, dem Herzog Friedrich, am 24. April 1785 in der Regierung, trat den 14. Juny 1815 dem deutschen Bunde bei und nahm damit zugleich die großherzogliche Würde an; am 24. April 1835 feierte er sein 50jähriges Regierungsjubiläum und starb den 1. Februar 1837.

**) Bekanntlich nannte der Großherzog Friedrich Franz I. jeden seiner Unterthanen „Du", gleichviel, ob vornehm oder gering.

angebracht, doch leider ging damit zugleich auch die wunderbare Heilkraft der Eiche zu Ende. Denn trotz des wiederholten Hindurchkriechens ist es nach der Zeit doch keinem Leidenden gelungen, darnach wieder wie früher gesund zu werden.

Ueber das plötzliche Verschwinden des Wunders gehen zwar verschiedene Gerüchte, alle stimmen jedoch darin überein, daß ein Handwerker schuld daran sei. Derselbe soll nämlich, als er bei dem Anbringen und Aufstellen der Treppen und des Geländers mitbeschäftigt war, einmal in seinem Uebermuthe die Eiche gröblich entweihet und geschändet haben, wornach denn sofort ihre Heilkraft für immer dahin war.

Jetzt wird der merkwürdige Baum nur noch selten, von zufällig in die Gegend Kommenden besucht, von Kranken aber schon längst nicht mehr, und höchstens aus Spaß schlüpft jetzt nur noch mitunter ein Gesunder durch die sonst soviel durchkrochene Oeffnung. Mit dem Aufhören der Wunderkraft ist auch der frühere große Ruf der Eiche nach und nach immer mehr erloschen, so daß heutigen Tages wol nur noch den Bewohnern der dortigen Gegend der ehemals weltberühmte Baum, sowie Das, was die Sage von ihm erzählt, bekannt ist. Denn schon über 40 Jahre sind's her, als das Geländer angelegt wurde, womit ja auch zugleich die Heilkraft verschwunden sein soll.

Die Landleute sag'en sogar, daß es bei der Wundereiche oft gar nicht mehr recht geheuer sei, indem schon einige den Bösen in der Oeffnung erblickt haben wollen, und deshalb meiden sie jetzt auch nach Sonnenuntergang möglichst ganz den Ort.

Im Ratzeburgischen verborgene Schätze.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Ueberall im Lande sind viel Schätze vergraben, man weiß nur die Stelle nicht genau und wenn man sie auch weiß, so kann man sie doch nicht heben. So steht auf dem schlagebrügger Felde eine große goldene Wiege; in der Domkirche in Ratzeburg ist ein ganz goldener Hirsch eingemauert, so viel an Werth, daß die ganze Kirche davon wieder aufgebauet werden könnte, wenn sie eingefallen; auf dem lockwischer Felde ist eine mächtige kupferne Brücke vergraben, welche viel Geld werth ist, — aber man kann Wiege, kann Hirsch, kann Brücke nicht finden, nicht heben.

Jedoch ein Schatz ist überall vergraben und den kann man leicht finden, das ist die Fruchtbarkeit des von Gott gesegneten Bodens und den kann man auch leicht heben, wenn man treulich ackert und pflügt und säet und voll Vertrauen der Ernte Segen entgegen sieht.

Der Erinnerungspfahl auf dem quetziner Felde bei Plau.

1. Ein ungerathenes Kind.

Es war im Spätherbste. Stille und friedlich, vom Monde sanft beschienen, lag das Dorf Quetzin da. Auf dem Kirchthurme hatte es soeben 10 Uhr geschlagen. Alle die thätigen Hände der fleißigen Dorfbewohner ruheten; die Lichter in ihren Wohnungen waren bereits sämmtlich verlöscht. Alles schlief schon; Alles hatte sich sorglos dem erquickenden Schlafe

in die Arme geworfen, um auszuruhen von des Tages Last und Müh, um sich neu zu stärken für das Werk des kommenden Tages.

Und während drinnen in den Häusern Alle schliefen, wachte draußen für sie der alte, redliche Nachtwächter. Mit gemessenen, weithinschallenden Tritten durchschritt er, seinen treuen Genossen, den wachsamen Hund zur Seite, die Gassen des Dorfes, um es zu bewahren vor Feuer und Unglück, vor Einbruch und Diebstahl.

Doch waren auch wol alle Lampen in den Wohnungen längst schon ausgelöscht, schien auch Alles in denselben zu schlafen, es wachten dennoch in dem einen Hause zwei Augen, die Augen eines bösen, schändlichen Buben, der, Haß und Rache im Herzen, Tod und Verderben brütete. Es war Johann, ein zwölfjähriger Knabe, der im stillen Kämmerchen des elterlichen Hauses sich unruhig auf seinem Lager umherwälzte, mit Ungeduld die ihm zu seinem abscheulichen Plane günstig scheinende Stunde erwartend.

Obgleich auch der Sohn braver Eltern, obgleich noch so jung an Jahren, war Johann doch schon ein ausgelernter Taugenichts, das schändlichste, schlechteste Geschöpf von der Welt. Er log und betrog, stahl und raubte nicht nur auf die frechste Weise, er widersetzte sich auch, wurde er bei seinen Schlechtigkeiten ertappt, gegen Jedermann, gleichviel ob's nun seine Eltern, sein Lehrer, oder fremde Leute waren. Keine Strafe, keine Züchtigung half, nichts fruchtete mehr bei ihm; sein Starrsinn, seine Widersetzlichkeit und Verworfenheit wuchsen nur noch immer ärger mit dem fortschreitenden Alter. Mit tiefbetrübten Herzen, mit Angst und Zagen dachten die verzweifelnden Eltern oft daran, wie es in Zukunft dereinst noch mit dem ungerathenen Kinde werden solle. Sie wußten

keinen Ausweg, keinen Rath wenn sich Gott ihrer nicht erbarmte, und entweder eine Aenderung mit dem Knaben eintreten ließ, oder ihn sonst lieber zu sich nehme. — So ungern sich auch sonst liebende Eltern von ihrem Kinde trennen, so unnatürlich auch ein solcher elterlicher Wunsch erscheinen mag, so war er doch diesen jetzt nicht zu verdenken, ja er war natürlich und gerecht. Denn lieber sehen wol alle braven Eltern ihr Kind nach dem Kirchhofe tragen, als einen Taugenichts daraus werden, der am Galgen oder Rad endet! — — und ach, von einem solchen Knaben wie Johann war, ließ sich leider mit Recht das Schlimmste befürchten, das Entsetzlichste erwarten. —

Diesen Abend wieder hatte ihn der Vater ertappt, wie er, einer geringen Ursache willen, wüthend auf die alte fromme Großmutter losschlug, daß sie, aus einer Kopfwunde blutend, ohnmächtig niedersank. Das von ihr gewartete jüngste Schwesterchen des bösen Buben erhob ein lautes Angstgeschrei und gerade trat der hierdurch herbeigerufene Vater hinzu, als Johann im Begriffe stand, der besinnungslos daliegenden, alten 70jährigen Frau einen zweiten, vielleicht den Todesschlag zu versetzen.

Der Vater außer sich vor Zorn, wie er seine alte, brave Mutter so daliegen sah, erfaßte den abscheulichen Jungen und züchtigte ihn so derbe, daß er sich schreiend und heulend zu seinen Füßen wälzte. Aus Leibeskräften wehrte sich auch jetzt wieder der ungerathene Sohn und stieß und schlug mit Händen und Füßen um sich, dabei die scheußlichsten Drohungen und Flüche auf den armen, bedaurungswürdigen Vater schleudernd. Mit kräftigem Arme erfaßte ihn aber dieser, schlepte ihn nach seiner Schlafkammer, warf ihn dort hinein und schob den Riegel hinter ihm zu. Anfangs lärmte und tobte der vor Wuth schäumende Junge zwar noch fort, bald aber wurde es

stille in seinem Gemache. Als bald darnach Alles im Hause zur Ruhe gegangen und auch der Vater sein Lager aufsuchen wollte, ging er zuvor noch einmal in Johann's Schlafkammer. Da er diesen scheinbar ruhig schlafend fand, verließ er ihn sofort wieder, ohne ihn zu stören und begab sich dann ebenfalls zu Bette.

Johann aber wachte. Als er den Vater kommen hörte, schloß er schnell die Augen und stellte sich schlafend, während er, Rache und Haß im Herzen, über seinen schauderhaften Plan weiter nachdachte. Das unnatürliche Kind wollte sich wegen der erhaltenen Züchtigung rächen, es wollte dafür den eigenen Vater und mit ihm seine ganze Familie unglücklich machen, es wollte sie Alle verderben. —

Oh Ihr Eltern alle, die Euch Gott gute Kinder geschenkt hat, erkennet dies auch stets wahrhaft an! Auf Euren Knien danket und preiset den Höchsten dafür; den unglücklichen Eltern dieses Kindes aber weihet eine stille Thräne des Mitleids und der Theilnahme! —

2. Die Feuersbrunst.

Mitternacht war herangerückt; zwölfe schlug's vom Kirchthurme. Der Mond, der zuerst so hell und freundlich geschienen, hatte sich nach und nach immer mehr verschleiert, gleichsam als wolle er sein Angesicht verbergen, aus Trauer über das bevorstehende, entsetzliche Unglück. Ein kalter Wind hatte sich erhoben und blies pfeifend durch die öden Gassen Quetzins. Wiederum begann der alte Wächter seinen nächtlichen Umgang; soeben beendete er nach Abrufung der Stunde das alte bekannte:

„Ein Jeder bewahre sein Feuer und Licht,
Daß dem Nachbar kein Schade geschicht.
Preiset Gott den Herrn!“

und war schon im Begriffe — wie's früher noch allgemein im Lande üblich war, — mit feierlicher Stimme einen Bibelvers anzustimmen, als plötzlich ganz leise die Seitenthüre eines der Häuser geöffnet wurde, durch die ein Knabe hervorhuschte. Aengstlich blickte sich derselbe zuerst nach allen Seiten um, dann aber eilte er im Fluge über die Gasse und verschwand bald darnach in der dichten Finsterniß. Trotz der kleinen Entfernung hatte der alte Wächter doch Alles deutlich mit angesehen, Alles genau mit seinen scharfen Augen beobachtet und in dem davoneilenden Knaben sogleich auch unsern Johann erkannt.

Kopfschüttelnd stand der alte Mann noch da und dachte über die Ursache dieser nächtlichen Flucht nach, als ihm auch schon der nächste Augenblick dies Räthsel lösete und seine entsetzliche Ahndung bestätigte. Eine dicke Rauchwolke quoll durch das Strohdach des eben von Johann verlassenen väterlichen Hauses, und gleich darauf wirbelte auch schon die hohe lichte Lohe zu Gottes nächtlichen Himmel empor.

„Gott sei uns gnädig!“ murmelte schaudernd der alte Wächter, dann aber stieß er in sein Horn, wieder und wieder und immer mächtiger, daß es weithin schallte durch die stille Nacht, um dadurch die sorglos Schlafenden zu erwecken, um ihnen dadurch die große Gefahr zu verkünden, worin sie Alle schwebten. Denn angefacht vom Winde, griff das Feuer mit entsetzlicher Eile um sich. Ueberallhin sprüheten Verderben bringend schon die brennenden Funken, gierig züngelnd sprangen die hellen Flammen von einem Dache zum andern hinüber und schon begann auch das zweite Gehöft zu brennen.

Nicht lange und es war dem Wächter gelungen, die Schläfer zn erwecken, denn schon erschallte aus vielen Kehlen der jähe Schreckensruf „Feuer, Feuer!“ durch das Dorf und

schauerlich tönte dazwischen das ernste Geläute der Sturmglocke.

Und taghell wurde die dunkle Nacht. Grausig beleuchtet lag das friedliche, theilweise schon in lichten Flammen stehende Quetzin da und ein blutrother, sich weithim am Himmel erstreckender Feuerschein verkündete den Leuten fern und nah, welch Unglück das Dorf getroffen, in welcher Noth sich seine armen Bewohner befanden.

Bald herrschte auch das regste Leben und Treiben in dem sonst so stillen Orte. Aber welch ein Leben und Treiben — Alles rannte und schrie, rettend, hülferufend, jammernd und weinend, wild durcheinander; es war ein furchtbares Gewirr von Bestürzung und Entsetzen, von Angst und Noth.

Trotz der angestrengtesten Thätigkeit, trotz der aufopferndsten Hingebung und Selbstverleugnung, trotz der immer wachsenden Hülfe, die von allen Seiten, namentlich aus Plau und den umliegenden Dorfschaften herbeiströmte, war doch an keine Rettung zu denken, es war unmöglich Herr des Feuers zu werden. Denn was vermag menschliche Kraft gegen die Macht des ungezügelten Elementes! —

Mit rasender Wuth und Geschwindigkeit breitete sich das Feuer von Minute zu Minute immer weiter aus; es fand zuviel Nahrung in den mit reichem Erndte Segen angefüllten Gebäuden, es wurde von dem stärker werdenden Winde nur noch immer mehr angefacht. Und bald war das ganze Dorf ein einziges, großes Flammenmeer; es war unrettbar verloren. —

3. Des Brandstifters Lohn und Ende.

Der Morgen dämmerte. Immer mehr begann's sich im Osten zu färben, und bald stieg auch in voller Pracht und Herr-

lichkeit die liebe Sonne empor und beleuchtete mit ihren ersten, zitternden Strahlen ein entsetzliches Bild, ein Bild der schrecklichsten Zerstörung, des namenlosesten Elends. —

Oh welch eine grauenhafte Veränderung in dieser einen Nacht: Das blühende Quetzin war verschwunden, statt dessen jetzt nur noch ein großer, rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. — Statt der sonst so freudig frohen Morgenlieder, womit die schlichten, thätigen Dorfbewohner den Anbruch des neuen Tages zu begrüßen pflegten, stiegen jetzt nur lautes Schluchzen, dumpfe Trauer- und Klagetöne zum Himmel empor. — Noch gestern waren sie Alle so reich, so glücklich und zufrieden gewesen, und heute schon so unglücklich, so arm und elend. —

Mit Recht waren die hartgetroffenen Quetziner zu beklagen; sie hatten ja Alles, ihre ganze Habe und Gut verloren; ihr früherer Wohlstand, die Frucht ihrer jahrelangen Mühen und Arbeit, Alles, Alles war jetzt mit einem Male dahin. Nur Weniges hatte man retten können und dies Wenige war größtentheils auch noch verdorben oder zertrümmert worden. Selbst das Vieh war ebenfalls, mit nur wenigen Ausnahmen, fast sämmtlich in den Flammen geblieben und darin umgekommen. Feuerkassen und Viehversicherungen gab es damals noch nicht, und wenn auch die armen Abgebrannten von ihren umwohnenden, mitleidigen Nachbarn nach besten Kräften unterstützt wurden, so reichte es doch lange nicht hin, das Verlorene zu ersetzen, da der Schade ein zu großer und theilweise selbst ein unersetzlicher war, und für lange Zeiten, vielleicht für immer war der frühere Wohlstand des Dorfes dahin. —

Die meisten der armen Leute hatten nur das bloße, nackte Leben gerettet; Manche nicht einmal so viel, um ihre Blöße bedecken zu können. Alle waren ja im ersten, erquickenden Schlafe

gestört worden und in wilder Hast und Angst aus den theils schon brennenden Wohnungen geflüchtet. Viele hatten außerdem auch noch starke Verletzungen und Brandwunden davon getragen.

Doch nicht den Verlust ihrer ganzen Habe beklagten die Armen allein, die meisten Familien hatten auch noch den Tod eines oder mehrerer ihrer Angehörigen zu betrauern, die Alle in den Flammen ihren Tod gefunden, schrecklich hatten verbrennen müssen. Es war ein tieferschütternder Anblick, den alle die verschiedenen Gruppen dieser Klagenden und Trauernden gewährten. Wie sie in fliegenden Haaren, mit bleichen, entstellten Gesichtszügen, händeringend im nassen Grase dalagen und laut klagten, jammerten und weinten. — Auch Johanns Eltern befanden sich hierunter; die noch vor Kurzem so schändlich von ihm geschlagene, alte Großmutter, sowie sein jüngstes Schwesterchen waren ebenfalls im Feuer geblieben und mitverbrannt. —

Und all diese Trauer, all dies Elend war das Werk eines Einzigen, die That eines schändlichen Bösewichtes; durch ihn waren so viele, viele Menschen so unendlich unglücklich und arm geworden! — Daß Johann dieser Bösewicht war, das wußten seine Eltern, das wußten alle Leute; er hatte sich ja auch schon längst selbst verrathen.

Am Wege, in einem Dornstrauche hatte sich Johann verkrochen und versteckt. Ein Trupp Männer hatte ihn dort entdeckt und hervorgezogen; soeben schleppte man ihn herbei. Ein allgemeines Wuth- und Rachegeschrei ertönte bei seinem Anblicke. Krampfhaft ballten sich die Fäuste der Abgebrannten und erhoben sich anklagend und Vergeltung fordernd gegen ihn, den Zerstörer ihres ganzen irdischen Glückes. „In's Feuer mit dem Teufel!“ riefen einzelne Stimmen, und bald erscholl's

im Chore nach, aus Hunderten von Kehlen: „ja in's Feuer! in's Feuer mit dem Niederträchtigen!“ — Johann erbleichte, daran hatte er nicht gedacht. —

Bald war auf einem nahen Hügel, von wo aus man die ganze große Brandstätte übersehen konnte, ein hoher Scheiterhaufen errichtet. Nervige Fäuste erfaßten den laut heulenden Johann, der sich ächzend am Boden krümmte und um Hülfe schrie und warfen ihn hinein in die prasselnde Glut. Hochauf sprüheten die Funken, ein kreischender Fluch des jugendlichen Verbrechers und vernichtend schlugen die hellen Flammen über seinem Haupte zusammen; er war nicht mehr. — Alle die Umstehenden aber warfen Steine in das Feuer, auf die Asche des Brandstifters, zum Zeichen ihrer Abscheu, ihres Eckels und Entsetzens über seine schwarze That.

Todtenbleich und zitternd stand in weiterer Entfernung der arme, beklagenswerthe Vater des Johann und sah schaudernd dem gräßlichen Schauspiele, dem Untergange seines ungerathenen Kindes zu. Ach wie schnürte es ihm die Brust zusammen, wie blutete ihm das Herz, und doch, er konnte, er durfte nicht wehrend dazwischen treten; der Knabe hatte ja nur den verdienten Lohn empfangen, und sein Lohn war gerecht. — Oh armer, armer, hartgeprüfter, unglückseeliger Vater! —

Das uralte Dorf Quetzin — früher auch Cuscin, Cutsin, Cutzin und Quitzin genannt, — von dem nach diesem Brande weiter nichts, als nur die etwas von dort entfernt stehende Kirche*) übrig geblieben war, wurde zwar nach und nach

*) Dieselbe stürzte später ein und wurde nicht wieder hergestellt. Seit 1648 schon ist die frühere selbstständige Pfarre Quetzins mit der plauer verbunden.

wieder aufgebaut, aber viele, viele Jahre währte es, ehe der frühere Wohlstand zurückekehrte.

Eine kleine halbe Meile von der Stadt Plau, — in deren Besitz es sich schon über 500 Jahre befindet, — unweit der Chaussee die von dort nach Malchow und Krakow führt, liegt das jetzige Dorf Quetzin. Noch heute erzählen die Bewohner desselben die vorstehende Sage, wie sie denn auch noch den Ort zeigen, wo der Knabe verbrannt worden ist.

Auf dem nahen Berge, — von welchem man eine schöne, weite Aussicht über die ganze Umgegend mit dem Dorfe und einem Theile des plauer Sees hat, — steht ein alter, hoher Eichenstamm mit einem eingeschnittenen kleinen Kreuze, und um denselben herum liegt eine große Zahl kleiner Feldsteine. Hier hat, der mündlichen Ueberlieferung nach, der Brandstifter geendet und zum Andenken daran wurde bald darnach von den Abgebrannten dieser soeben beschriebene Erinnerungspfahl errichtet. Die um denselben liegenden Steine stammen zwar nicht mehr aus der damaligen Zeit, wol aber die Sitte, solche hierher zu werfen. Denn obgleich schon öfter sämmtliche, von den vorbeikommenden Landleuten hier zusammengetragene Steine entfernt wurden, so sammelte sich doch nach nnd nach immer wieder eine große Mässe davon an. Bis auf den heutigen Tag hat es sich also unter den gemeinen Landbewohnern fortgepflanzt, auch jetzt noch Das zu thun, was schon vor Jahrhunderten ihre Urväter bei dem Verbrennen des Knaben ebenfalls gethan haben sollen.

Wird auch der Berg auf welchem sich der alte Erinnerungspfahl befindet von seinem Besitzer, einem quetziner Erbzinspächter, mit beackert; ist auch der Pfahl im Laufe der vielen Jahre schon morsch geworden und auseinander geborsten,

so darf er, einer alten, mit Recht zu rühmenden Verordnung gemäß, doch niemals entfernt werden.

Und so möge denn noch lange, bis in die fernsten Zeiten der alte Eichenstamm auf dem quetziner Felde fortbestehen und erhalten bleiben und auch den kommenden Geschlechtern stets Das sein und bleiben, was er bis jetzt immer war und ist: nicht nur ein Erinnerungs-, sondern zugleich auch ein Warnungspfahl!

Der Burgwall bei Plau.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Ausgezeichnet vor vielen anderen Gegenden Mecklenburg's ist der planer See durch eine bedeutende Zahl merkwürdiger Burgstätten, die seine Ufer ringsum schmücken. Nach den Ansichten mecklenburgischer Geschichtsschreiber und Alterthumsforscher ist der Ursprung der größeren Zahl derselben in die wendische Zeit und in die der germanischen Bevölkerung zu verlegen; doch sollen auch einige im Mittelalter entstanden sein.

Besonders hervorzuheben ist nach Geschichte und Sage der Burgwall, auf der zum plauer Stadtholze gehörenden Feldmark Gaarz.

Südlich von Plau findet man in geringer Entfernung von einander vier Landseen, die durch Wiesen von einander geschieden sind, so daß die Vermuthung nahe liegt, sie seien zu irgend einer Zeit mit einander verbunden gewesen. In diese vier Seen hinein drängt sich eine Halbinsel, die mit den schönsten Waldbäumen bestanden ist. Am äußersten Ende der Halbinsel, nahe am Burgsee, liegt ein Wall von einigen hundert Schritten im Umfange, der über 10 Fuß Breite und 20 und einige Fuß

Höhe mißt. Diese Umwallung schließt eine nicht ganz runde Fläche ein, deren eine Seite nach dem sogenannten „Burgsee" hin offen ist und von diesem bespült wird. Mannigfache Vertiefungen auf dem umwallten Raum deuten auf frühere Gebäude hin.

Ob dieser Burgwall aus der vorwendischen Zeit, aus der Zeit der germanischen Bevölkerung stammt, oder aus jener, wo slavische Völker die germanischen Stämme unterdrückten, ist noch nicht mit unzweifelhafter Gewißheit dargethan. Zur Residenz eines Germanen-Fürsten ist der Raum zu klein an Ausdehnung; doch mag es der Ort gewesen sein, wo die Burg irgend eines Gewaltigen stand.

Die Sage erzählt, daß hier sich einst die Zinnen und Thürme von der Feste eines weithin gebietenden Fürsten erhoben, wodurch der Berg, d. i. die festungsartige Umwallung, mit dem Namen Schloßberg benannt wurde. Der Fürst gebot über viele Reisige, an deren Spitze er die fernsten Gauen gebietend und erobernd durchzog. Sein Name war von Fremden so gefürchtet, wie er den Seinen ein Gegenstand des Ruhmes war und sie zu willigem Gehorsam unter die Befehle des gewaltigen Herrn nöthigte. Glänzende Festgelage und Turniere, zu welchen sich ausgezeichnete Ritter von Nah und Fern einfanden, wurden auf der Burg und den benachbarten Feldern abgehalten. Der Fürstenhof war der Sammelplatz vielgepriesener Kämpfer, die hier aus den Händen schöner Damen den Preis ritterlicher Thaten empfingen.

Aber ein mächtiger Zauberer, den des Fürsten Glanz und Ruhm verdroß, verbannete ihn mit all seiner Herrlichkeit von der Oberfläche der Erde. Das Schloß sank mit seinen Thürmen und Zinnen und Bewohnern hinab in den Burgsee, und alle Pracht ward in den Wellen begraben.

Viele Jahre hindurch entstieg am Johannistage Mittags um die zwölfte Stunde eine holde Jungfrau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte dem See. Ihr Antlitz war so jugendlich schön, und durch den auf demselben ruhenden Schmerz und Kummer wurden die schönen Züge nur noch ausdrucksvoller und anziehender. Sie setzte sich dann mit ihrem Spinnrade auf den Schloßberg und spann den feinen Flachs von dem Rocken. Mit heller Stimme hub sie ihren Gesang an, und der klagenden Weisen wehmüthige Töne halleten weithin über Berg und Thal. Sie besang aber die frühere Herrlichkeit ihres Vaters, die der See verschlungen.

War die Mittagsstunde zu Ende, dann stieg sie vom Schloßberg wieder herab in die Fluthen des Burgsees.

Ritter Eber und der alte Grenzstein zwischen Goldenbow und Camin, bei Wittenburg.

Der von Goldenbow nach dem 1/4 Meile von dort entfernten Kirchdorfe Camin führende Communications- und Kirchweg — Goldenbow ist nämlich nach Camin eingepfarrt und müssen die Bewohner des ersteren Ortes nach dem letzteren zur Kirche, — durchschneidet, etwa in der Mitte zwischen beiden Ortschaften, eine Wiese, die zum caminer Hofe gehörend sich merkwürdiger Weise gleich einem Vierecke in das goldenbower Gebiet hineinerstreckt. Während nämlich der nicht weit vom Wege entfernte Grenzgraben sonst in fast grader Linie dahinläuft und so die zu den beiden verschiedenen Höfen gehörenden Felder von einander trennt, macht er nur auf der einen Stelle eine Ausnahme, indem er dort plötzlich seine grade Richtung

verläßt und beregte Wiese umfließend, einen auffallend tiefen Einschnitt in das nachbarliche Gebiet macht. Die Sage behauptet nun, daß die Wiese ursprünglich nicht zu Camin gehört hat und daß sie nur durch einen früheren Besitzer von Camin unrechtmäßiger Weise an sich gebracht worden ist, was allerdings dem Anscheine nach viel für sich zu haben scheint.

Ritter Eber, auch Eberhard genannt, ein habsüchtiger, wilder und roher Mensch, der Keinem etwas gönnte und nur Alles für sich haben wollte, war in alten grauen Zeiten der Besitzer von Camin. Obgleich er auch sein gutes Auskommen und reichlich für sich und seine Familie zu leben hatte, so war er doch niemals mit dem zufrieden, was Gott ihm bescheert hatte; auf mehr und immer mehr, nach größerm und immer größerem Besitze war sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet. Zur Erreichung und Befriedigung seiner sündlichen Lüste und Begierden war ihm kein Mittel zu schlecht. Wahres Ehrgefühl regte sich nicht in seiner Brust, und leider auch Glaube an Gott wohnete nicht in seinem verstockten Herzen. Deshalb schreckte er auch vor keiner Schändlichkeit und Missethat, vor keiner Sünde zurück, wenn er nur dadurch seine irdischen Güter und Besitzungen vergrößern und sich somit bereichern konnte.

Lange schon hatte Eber mit schelem, mißgünstigem Auge auf seinen Nachbar, den damaligen Besitzer von Goldenbow, Ritter Henrich oder Heinrich, geblickt; derselbe war ja reicher als er, sein Gut war bedeutend größer als das seine und das vermogte er kaum zu ertragen. Tag und Nacht grübelte und sann Ritter Eber darüber nach, wie es am besten anzufangen, sich von Goldenbow Land heranzustehlen und anzueignen, dadurch Camin nach und nach immer mehr zu vergrößern, Goldenbow aber zu verkleinern; ja er ging schon so weit,

darüber nachzudenken, sich Goldenbow zuletzt ganz anzueignen und dann aus beiden Gütern ein einziges zu bilden. Allerlei teuflische Pläne hatte er schon im Geheimen geschmiedet, mit brennender Ungeduld dachte er an ihre Ausführung, aber noch immer wollte sich keine passende Gelegenheit dazu finden. Denn der Ritter Heinrich von Goldenbow, der die Gefährlichkeit seines bösen Nachbars wol kannte und dessen schändliche Absichten schon ahndete, beobachtete ihn mit scharfen Augen und ließ seine Felder gegen jeglichen Raub und Frevel sorgfältig bewachen.

Da kam es, daß Ritter Heinrich, dem Rufe seines Fürsten gehorchend, plötzlich sein Gut verlassen mußte, um denselben auf einem längeren Feldzuge zu begleiten. — Heinrich war nämlich ein gar geschickter und tüchtiger Krieger, schon in mancher Schlacht hatte er sich Ruhm und Lorbeeren erworben; dabei war er der gewissenhafteste, strengste und bravste Mann in jeder Beziehung. Der damals regierende Fürst von Mecklenburg schätzte und anerkannte auch im vollsten Grade seine Tugenden und Vorzüge und bediente sich deshalb oft und viel seines weisen Rathes und Beistandes in Krieg und Frieden. — Obgleich nun auch wol Ritter Heinrich, einem solchen Nachbar gegenüber, ungern sein Schloß verließ, und mit Besorgniß seine Besitzungen während seiner Abwesenheit seinen Leuten anvertraute, so folgte er doch sofort ohne Zaudern und Zögern, als treuer Unterthan willig dem Rufe seines edlen Kriegs- und Landesherrn.

Mit hämischer Freude sah Eber den Nachbar ziehen; jetzt schien ihm endlich der langersehnte günstige Augenblick gekommen, seinen Haupt- und Lieblingsplan, sich durch Verrücken der Grenzsteine nach und nach das Gut Goldenbow ganz anzueignen, beginnen zu können. Sein Erstes zur Ver-

wirklichung dieses schändlichen Planes war, daß er in einer finstern Nacht, — wo die goldenbower Wächter an nichts Arges denkend sich sorglos dem Schlafe hingegeben hatten, — mit Hülfe einiger Getreuen eine Strecke des alten Scheidegrabens zuwarf, dafür einen neuen zog, den Grenzstein verrückte und sich so die bereits erwähnte Wiese zueignete. In der folgenden Nacht wollte er sein Länderrauben und Grenzeerweitern fortsetzen, da kam aber schon vorher, ganz unerwartet, sein Nachbar wieder heim. — Der Streit, weshalb dieser an das fürstliche Hoflager gerufen, war auf gütlichem Wege ausgeglichen, die Fehde somit beseitiget und der Ritter wieder von dem Landesfürsten gnädig entlassen worden. —

Heinrich erhielt nun gleich nach seinem Eintreffen Kunde von dem, was während seines Fortseins in der letzten Nacht geschehen war. Sofort begab er sich an den betreffenden Ort und sah hier mit gerechtem Unwillen den schändlichen Diebstahl des Eber, der sich gerade auch zur Stelle befand. Empört hierüber stellte ihn Heinrich zur Rede, mit frechstem Trotze aber behauptete er, daß die Wiese stets sein Eigenthum gewesen, es also auch immer bleiben werde. Es kam zum heftigen Wortwechsel zwischen Beiden, doch sah Heinrich nur zu bald ein, daß es unnütz sei, sich mit einem solchen Menschen noch lange herumzustreiten. Deshalb brach er als der Vernünftigere kurz ab und endete dadurch den Streit, daß er den ihm zugefügten Länderraub bei der competenten Behörde anzeigte und ihre Hülfe anrufend, Recht und Gerechtigkeit forderte.

Bald darnach wurden Beide vor Gericht gefordert. Beide erschienen auch persönlich zur bestimmten Stunde und das Verhör begann. Ritter Eber behauptete auch hier im Vereine mit seinen gedungenen Helfershelfern auf das Beharrlichste, daß die Wiese sein rechtmäßiges Besitzthum sei, weshalb er

sich dieselbe auch nie und nimmer nehmen lassen werde. Trotz der augenscheinlichen Unwahrheit des von Eber Behaupteten, trotz den entgegengesetzten Beweisen und Aussagen Heinrich's und seiner Leute, trotz der festen Ueberzeugung der Richter, daß Eber lüge und Heinrich im Rechte sei, blieb doch schließlich kein anderer Ausweg über, als die Angelegenheit durch einen Eidschwur zu erledigen. Dem Eber stand die Ablegung eines solchen, in seiner Eigenschaft als verklagter Theil, zuerst zu. Und wirklich, er leistete ihn auch sofort, höhnisch dabei lachend. Anstatt die Wahrheit zu gestehen, die doch so sonnenklar vor aller Augen dalag, schwur er mit frecher Stirne den schändlichsten Meineid; er verschwor um den Besitz der Wiese, um eine solche Kleinigkeit lieber Gott und seine Seligkeit und lieferte sich so auf immer der ewigen Verdammung in die Hände. Der Prozeß war hiermit beendiget, und Eber von nun an gesetzlich anerkannter Besitzer der Wiese.

Die unerwartet schnelle Rückkunft Ritter Heinrich's, dessen jetzige, durch den bekannten Vorfall noch mehr gesteigerte Wachsamkeit war zwar dem Eber ein großer Strich durch die Rechnung, dennoch aber gab er doch noch lange nicht seine früheren Vorsätze und Absichten auf. Er brütete auf's Neue nur noch ärger über sie nach; schmiedete immer abscheulichere Pläne und als dieselben endlich wieder zur Reife gediehen, als der passende Zeitpunkt ihm dazu gekommen schien und er schon im Begriff stand sie auszuführen, da ereilte ihn Gottes strafender Arm, warf ihn nieder auf ein schmerzhaftes Krankenlager und zerstörte durch seinen bald darauf folgenden Tod alle seine bösen Anschläge und Vorsätze.

Grauenhaft, ja herzerschütternd für den Zuschauer war Ritter Eber's Ende. Bis zum letzten Athemzuge lästerte und verfluchte er Gott und seine Kirche, und erst nach langem,

langem fürchterlichen Todeskampfe, bevor er noch den Seinigen, die sein Lager umstanden, das Versprechen abgenommen und das Vermächtniß hinterlassen hatte: stets darüber zu wachen, daß der von ihm auf der durch seinen Meineid erworbenen Wiese gesetzte Grenzstein nicht verrückt werde, und nicht eher zu ruhen, bis sie Goldenbow an sich gebracht und dies mit Camin zu einem Gute vereinigt hätten, hauchte er seine schwarze Seele aus.

Tritt oh Leser einmal selbst hinan an das Sterbelager eines Meineidigen, eines Gotteslästerers; siehe seine unsäglichen Qualen, seine Martern und Gewissensbisse; höre seine Lästerungen, seine Flüche und Verwünschungen. Siehe dann wie sich in wilder Verzweifelung sein Haar sträubt; wie ihm der kalte Angstschweiß von der Stirne tropft; wie er ächzend und stöhnend oft stundenlang mit schon gebrochenen Augen mit dem Tode ringt; wie er sich krümmt und windet und doch noch immer und immer nicht sterben kann; — — wie endlich, unter grausig gellendem, Mark und Bein durchbringendem Angstschrei seine Seele entflieht und zur Hölle, in die ewige Verdammniß fährt, und wie er dann, eine Leiche, kalt und starr daliegt mit gräßlich entstellten und verzerrten Gesichtszügen! — — Oh, Du wirst schaudern und mit Entsetzen Dich abwenden. Du wirst dann hinsinken im Staube, wirst Gott auf Deinen Knien bitten, Dich nie Ihn vergessen, Dich nie Seinen Namen mißbrauchen zu lassen. Und gewiß niemals wirst Du wieder Gott verspotten, nie wirst Du einen falschen Eid schwören können! —

Mehrere Jahre darnach starb auch der letzte Nachkomme und Erbe des Ritters Eber, und verlosch mit ihm zugleich dies alte Adelsgeschlecht, ohne daß der Wunsch und das Streben

seines Ahns in Erfüllung gegangen war. Denn obgleich beide Güter im Laufe der vielen Jahre, seit Eber's Tode, schon oftmals ihre Besitzer und Herren gewechselt haben und auch schon beide, namentlich Camin, mehrere Male an fremde Familien übergegangen sind, so waren Goldenbow und Camin doch stets getrennt und hatten auch stets ganz andere Besitzer, was auch noch heutigen Tages der Fall ist.

Die von Eber durch einen Meineid an Camin gekommene Wiese gehört auch noch jetzt zu diesem Gute; dem jedesmaligen Kuhhirten von Camin pflegt sie als Deputat überwiesen zu werden. Auch der von Eber dort gesetzte Grenzstein ist ebenfalls noch vorhanden; obgleich schon durch die Länge der Jahre tief hineingesunken in den Erdboden, so ragt er doch noch immer, wol an anderthalb Fuß, aus demselben hervor. Auch eine alte Inschrift ist am Steine noch sichtbar, jedoch leider schon so verwittert, daß sie nicht mehr ganz zu entziffern ist.

Ritter Eber's Seele soll bis jetzt noch keine Ruhe gefunden haben; man sagt, daß er noch immer umwandele und sich mitunter hier und dort zeige und gesehen werde. Alle Johanni Mittag soll er aber regelmäßig auf der Wiese erscheinen, in der Staatskleidung seiner Zeit, in Barett und blauem Atlasgewande mit langer Schleppe, und gefolgt von den Geistern seiner Familie und deren Nachkommen. Alle umwandeln alsdann zuerst die Wiese, besichtigen darauf den Grenzstein, ob er auch noch unverrückt dasteht und verschwinden dann wieder.

Die Trauung in der rothen Kirche bei Hinrichshagen, unweit Woldegk.

(Von F. C. W. **Jacobi** in Neubrandenburg.)

In kalter, schauriger Mitternacht,
Als längst im Dorf kein Auge mehr wacht,
Da kommt vom Walde ein Viergespann
Und hält bei des Pfarrers Wohnhaus an.

Es pocht an die Thür mit lautem Schlag,
Damit der Pfarrer aufstehen mag.
Zum Fenster hinaus steckt er das Haupt
Und fragt, wer ihm die Ruhe denn raubt?

„Ein Brautpaar will getrauet jetzt sein,
Auf schickt Euch, steigt zum Wagen hinein,
Das Ziel ist erreichet alsobald,
Da draußen, die rothe Kirch' im Wald.

Euch wird ein herrlicher, schöner Lohn,
Auf! Das Brautpaar wartet Eurer schon.
Noch eh' es Eins von dem Kirchthurm schlägt,
Habt Ihr seine Händ' in einander gelegt!"

Den Pfarrer schüttelt's durch Mark und Bein,
Doch schlüpft er in den Chorrock hinein,
Erfasset bebend das heilige Wort
Und jagt in der seltsamen Kutsche fort.

Im Wald das verfall'ne Kirchlein steht,
Der Pfarrer spricht leis' sein Stoßgebet,

seines Ahns in Erfüllung gegangen war. Denn obgleich beide Güter im Laufe der vielen Jahre, seit Eber's Tode, schon oftmals ihre Besitzer und Herren gewechselt haben und auch schon beide, namentlich Camin, mehrere Male an fremde Familien übergegangen sind, so waren Goldenbow und Camin doch stets getrennt und hatten auch stets ganz andere Besitzer, was auch noch heutigen Tages der Fall ist.

Die von Eber durch einen Meineid an Camin gekommene Wiese gehört auch noch jetzt zu diesem Gute; dem jedesmaligen Kuhhirten von Camin pflegt sie als Deputat überwiesen zu werden. Auch der von Eber dort gesetzte Grenzstein ist ebenfalls noch vorhanden; obgleich schon durch die Länge der Jahre tief hineingesunken in den Erdboden, so ragt er doch noch immer, wol an anderthalb Fuß, aus demselben hervor. Auch eine alte Inschrift ist am Steine noch sichtbar, jedoch leider schon so verwittert, daß sie nicht mehr ganz zu entziffern ist.

Ritter Eber's Seele soll bis jetzt noch keine Ruhe gefunden haben; man sagt, daß er noch immer umwandele und sich mitunter hier und dort zeige und gesehen werde. Alle Johanni Mittag soll er aber regelmäßig auf der Wiese erscheinen, in der Staatskleidung seiner Zeit, in Barett und blauem Atlasgewande mit langer Schleppe, und gefolgt von den Geistern seiner Familie und deren Nachkommen. Alle umwandeln alsdann zuerst die Wiese, besichtigen darauf den Grenzstein, ob er auch noch unverrückt dasteht und verschwinden dann wieder.

Die Trauung in der rothen Kirche bei Hinrichshagen, unweit Woldegk.

(Von F. C. W. **Jacobi** in Neubrandenburg.)

In kalter, schauriger Mitternacht,
Als längst im Dorf kein Auge mehr wacht,
Da kommt vom Walde ein Viergespann
Und hält bei des Pfarrers Wohnhaus an.

Es pocht an die Thür mit lautem Schlag,
Damit der Pfarrer aufstehen mag.
Zum Fenster hinaus steckt er das Haupt
Und fragt, wer ihm die Ruhe denn raubt?

„Ein Brautpaar will getrauet jetzt sein,
Auf schickt Euch, steigt zum Wagen hinein,
Das Ziel ist erreichet alsobald,
Da draußen, die rothe Kirch' im Wald.

Euch wird ein herrlicher, schöner Lohn,
Auf! Das Brautpaar wartet Eurer schon.
Noch eh' es Eins von dem Kirchthurm schlägt,
Habt Ihr seine Händ' in einander gelegt!"

Den Pfarrer schüttelt's durch Mark und Bein,
Doch schlüpft er in den Chorrock hinein,
Erfasset bebend das heilige Wort
Und jagt in der seltsamen Kutsche fort.

Im Wald das verfall'ne Kirchlein steht,
Der Pfarrer spricht leis' sein Stoßgebet,

Dann tritt er ein in den erhellten Raum,
Ihn dünket Alles ein Mährchentraum.

Er sieht geputzt dort das Liebespaar
Und Hochzeitsgäst' eine große Schaar,
Hat schnell begonnen seinen Sermon,
Damit er eiligst komme davon.

Gewechselt werden die Ringe jetzt,
Der Segen Gottes hinzugesetzt;
Dann eilt der Pfarrer der Kirchthür zu,
Die hinter ihm her sich schließt im Nu.

Bei Sturmessausen fährt er zurück.
Doch gerade in dem Augenblick,
Als er treten will in's Haus hinein,
Ein Sack mit Gold fliegt hinter ihm drein.

Der spukende Erbsendieb auf dem Hofe zu Klein-Niendorf bei Lübz.

In einem der klein-niendorfer Hofgebäude, in dem sogenannten Schweinehause soll's Nachts nicht recht geheuer sein. Ein Geist soll dann dort sein Wesen treiben, gewaltig herumpoltern und toben und die in seinem Spukreviere sich grade aufhaltenden Menschen gar sehr beunruhigen und necken. In diesem Schweinehause ist auch die sogenannte Rollkammer, — nach der sich dort befindenden Zeugrolle so benannt, — in welcher gewöhnlich zwei Betten stehen, worin öfter, wenn sonst kein Platz mehr auf dem Hofe ist, fremde Kutscher, oder daselbst

beschäftigte Handwerker aus der Stadt schlafen müssen. Von der Rollkammer führt eine Treppe auf den Boden des Schweinehauses, der durch eine Fallthür verschlossen wird. Und wie noch heute gewöhnlich Korn auf diesem Boden lagert, so wurde dort auch schon früher immer solches aufbewahrt.

Der Sage nach diente vor vielen Jahren ein Knecht auf dem Hofe, der es ganz ausgezeichnet verstand, sich des Nachts unbemerkt in die Rollkammer zu schleichen, von wo er dann auf den Boden stieg und für seine Pferde das beste Korn stahl. Die andern Hofknechte zerbrachen sich viel den Kopf darüber, wovon es wol komme, daß das Gespann ihres Kameraden immer so auffallend schön, voll und wohlgenährt aussehe, obgleich er doch auch nicht mehr Korn für seine Pferde bekam, wie jeder Andere. Oft stellten sie ihn dieserhalb zur Rede und verschwiegen dann auch ihm gegenüber nicht ihre Vermuthung, daß er sich gewiß Korn stehle; denn sonst, meinten sie, sei es nicht möglich, daß seine Pferde, die doch früher auch nicht besser als die ihrigen gewesen waren, jetzt so gut im Stande sein könnten. Beharrlich leugnete dieser aber stets seinen nächtlichen Diebstahl, und als eines Abends seine Kameraden wieder in ihn drangen und ihn mit Fragen und Bitten förmlich bestürmten, sagte er endlich, um sich Ruhe zu verschaffen: „Ne Jung'ns, ick stähl warraftig keen Kuhrn nich, und will't Knick bräcken, wenn ick leegen doh!“*)

*) Plattdeutsch, wie es in dortiger Gegend gesprochen wird, = „Nein Jungen, ich stehle wahrhaftig kein Korn, und will das Genicke brechen, wenn ich lüge!“

Bekanntlich wird das Plattdeutsche in unserm lieben Heimathlande sehr verschieden gesprochen, nicht allein jede Gegend hat ihre eigene Mundart, — man vergleiche z. B. einmal das in den Gegenden um Grabow, Wittenburg, Schönberg, Bützow, Malchin, Röbel, Strelitz, an der Ost-

In derselben Nacht aber schon, als Alles schlief, schlich unser Knecht wieder auf den Kornboden. Schon hatte er sich einen ganzen Sack mit Erbsen vollgeschaufelt, schon lag derselbe auf seinem breiten Rücken und eben war er im Begriff sich damit zu entfernen, als er plötzlich fehltrat und die Treppen hinunter stürzte. Am nächsten Morgen fand man ihn mit gebrochnem Genicke, als Leiche auf den Dielen der Rollkammer liegen und ihm zur Seite den vollen Sack mit den gestohlenen Erbsen. — Gott der die freche Lüge gehört, hatte sie schrecklich, und so bald schon gerächt! —

Das bereits erwähnte Spuken stammt nun noch von diesem Knechte her, der noch immer keine Ruhe gefunden und

seeküste ꝛc. gesprochene Platt mit einander, welche große Verschiedenartigkeit wird man da nicht finden, — sondern es geht sogar soweit, daß oft schon in zwei nahe bei einander liegenden Dörfern ein und dasselbe Wort ganz anders gesprochen wird. Dazu kommt nun, daß es in der einen Gegend auch noch so manche Ausdrücke, Benennungen und Redensarten giebt, die in der andern ganz unbekannt, ja selbst unverständlich sind. Rechnet man hierzu endlich noch die vielen Abarten und Uebergänge der verschiedenen, im Lande üblichen Sprachweisen und Mundarten, so stellt sich in unsern guten Großherzogthümern, trotz ihrer geringen Größe, eine wirklich ungeheure Mannigfaltigkeit der plattdeutschen Sprache heraus.

Da es nun mein Streben ist, die Sagen möglichst so zu erzählen, wie sie noch jetzt im Munde des Volkes fortleben, so wird man es natürlich finden, daß ich auch das Plattdeutsche möglichst so wiederzugeben suche, wie es grade an dem betreffenden Orte gesprochen wird. Eben deshalb konnte ich mich auch nicht dazu verstehen, wie es mir von einer sonst hochgeschätzten Seite angerathen wurde, das in dieser Sammlung vorkommende Plattdeutsch nur allein so zu schreiben, wie es nach der historischen Entwickelung in der Literatur üblich sei; da ich auch hierin so viel als möglich nach Leben, Wirklichkeit und Wahrheit streben wollte.

daher allnächtlich umgehen soll. Jedermann auf dem Hofe, wie die Tagelöhnerleute im Dorfe wissen dies auch sehr gut und deshalb würde auch so leicht Keiner von ihnen sich in die Rollkammer hinlegen und dort schlafen. Die fremden Leute, die's vorher nicht wußten oder nicht glauben wollten und dort schliefen, haben's aber immer bald genug erfahren, indem des Nachts über ihnen auf dem Boden ein Getöse und Wirthschaften entstand, daß es kaum zu ertragen und mit anzuhören war. „Oft ist's aber auch" — erzählte ein alter Töpfermeister aus Lübz, der da ebenfalls eine Nacht geschlafen, nachher sich aber ein anderes Nachtquartier gesucht hatte, — „als stürze etwas Schweres, etwa wie ein Sack mit Korn oder wie ein menschlicher Körper anzuhören, von dem Boden auf der Treppe herunter an die Erde." Andern dort Schlafenden ist es passirt, daß sie durch Abziehen ihres Deckbettes geweckt wurden, und wenn sie sich solches wieder hinaufgezogen, ist's ihnen immer wieder weggerissen worden, und zwar mit immer größerer Kraft und Gewalt. Kurz, wie auch der alte lübzer Töpfermeister sagt, wer dort in der Rollkammer einmal eine Nacht geschlafen, dankt für das zweite Mal.

Der Käsebaum bei Boitzenburg.

In der Nähe von Boitzenburg, auf dem Stadtfelde befindet sich eine alte Eiche, welche dort allgemein unter dem Namen der Käsebaum bekannt ist. Ueber die Entstehung dieser eigenthümlichen Benennung erzählt man sich Folgendes:

Vor Jahren pflegte hier gewöhnlich ein Knecht, wenn er die in der Nähe liegenden Aecker seines Dienstherrn bestellte,

auszuruhen und seine Mahlzeiten zu halten. Wenn's Eßzeit war machte er Halt, ließ seine Pferde hinter dem Pfluge, den Eggen, oder was sie sonst grade thaten, stehen, schlenderte nach der Eiche und legte sich gemüthlich in ihrem kühlenden Schatten nieder. Dann griff er nach seiner Kiepe, packte aus was die Hausfrau oder die Köchin ihm hineingesteckt hatte und begann zu schmausen. Wenn er damit fertig war, wurde sich ein Pfeifchen angebrannt und auch das noch erst in der bequem liegenden Stellung ausgeschmaucht, öfter nachher auch wol noch ein gehöriges Schläfchen gemacht, ehe er wieder zu seinen geduldig wartenden Thieren zurücke kehrte und mit ihnen seine Arbeit fortsetzte. Unser gute Knecht war nämlich grade keiner von den fleißigsten und gewissenhaftesten Menschen, im Gegentheil ein höchst nachlässiger und fauler Patron, dem es wenig kümmerte, ob seines Herrn Felder gut oder schlecht bewirthschaftet wurden, und ob sie etwas oder nichts darnach trugen und einbrachten.

Obgleich er nun auch ein so sehr geringes Interesse für seine Dienstherrschaft an den Tag legte, so machte er dessenungeachtet doch die größten Ansprüche an dieselbe. Denn trotzdem er es auch vorzüglich gut hatte und immer aufs Beste versorgt wurde, so war er doch niemals zufrieden zu stellen. Immer hatte er etwas zu tadeln, an allen Dingen etwas auszusetzen und zu mäckeln. Bald schmeckte ihm Dies, bald Jenes nicht, bald war ihm dies, bald jenes Essen nicht recht und gut genug; kurz er war nicht nur ein großer Faulpelz, sondern auch ein arges Leckermaul.

Eines schönen Nachmittages, als der Knecht wieder in der Nähe des Baumes ackerte und es noch gar nicht einmal ganz Vesperzeit war, fühlte er doch schon wieder Lust und Verlangen zum Essen, vorzüglich aber zum Faullenzen. Er ließ also seine

Pferde stehen und schlenderte gähnend nach seinem alten Lieblingsplatze. Nachdem er sich dort wieder gemächlich im kühlen Schatten ausgestreckt hatte, langte er sich die Kiepe her und begann ihren Inhalt auszupacken. Außer einer kleinen Flasche mit doppeltem Kümmelschnapse, befanden sich noch zwei tüchtige Butterbröde mit Käse belegt darin. Kaum gewahrte er diese aber, als er auch schon wüthend an zu schelten begann und lästernd ausrief: „der Teufel soll mich holen, wenn ich schon wieder Käsebutterbrod fresse!“ — Es war jetzt nämlich schon das dritte Mal, daß er hintereinander mit Käse belegtes Butterbrod mitbekommen hatte, und obgleich er solches sonst auch sehr gerne aß, obgleich es auch herrlicher feiner Stuten, mit schöner gelber Butter fett beschmirt und prächtigem Holländerkäse dick belegt, war, so ärgerte es ihn doch, daß statt des letzteren jetzt nicht einmal zur Abwechselung Wurst oder Fleisch darauf lag. — Ohne zu essen warf er fluchend das eine Butterbrod in die Kiepe zurück, das andere aber nagelte er höhnend an den Stamm des Baumes fest. Darauf legte er sich wieder im Schatten nieder, streckte und dehnte seine faulen Glieder in dem weichen Grase aus und war denn auch bald fest eingeschlafen.

Nach längerer Zeit erwachte er wieder. Sich den Schlaf aus den Augen reibend, richtete er den Kopf in die Höhe und streckte dann die Hand nach dem vorhin in die Kiepe zurückgeworfenen Butterbrode aus. Er hatte jetzt doch wirklichen Hunger bekommen, was zuerst wol nicht der Fall gewesen war, und ohne weiter an seine ausgesprochenen Verwünschungen zu denken, verzehrte er schmatzend das eine der verfluchten Butterbröde, einen tüchtigen Hieb dazu aus seiner Flasche nehmend, während er das andere, am Baume genagelte, ruhig sitzen ließ. Nachdem er dann nochmals eine ganze Zeit los-

gefaullenzet hatte, ging er endlich wieder mit lansamen Schritten an seine Arbeit zurück. Nicht lange darnach war denn auch schon der ersehnte Feierabend herangerückt; sogleich ließ unser Knecht die Arbeit ruhen, setzte sich auf den Rücken des Sattelpferdes und ritt mürrisch nach Hause.

In der Nacht aber schon kam der Böse und holte den Knecht, der sich ihm ja selbst am Nachmittage, in seiner Wuth und Aufregung, wenn auch unwissend, verschrieben hatte und fuhr mit seiner armen Seele zur Hölle, in die ewige Verdammniß! —

Noch jetzt soll der vom Teufel geholte Knecht des Nachts bei der Eiche umgehen und schon öfter von den dann dort vorbeigekommenen Leuten gesehen worden sein. Die Eiche aber hat seit dieser Begebenheit den Namen „Käsebaum" bekommen, unter welcher Benennung sie denn auch allgemein in Boitzenburg und der Umgegend bekannt ist.

Das Gedenkkreuz bei Barkow, zwischen Plau und Lübz.

An der früher von Plau nach Lübz führenden, alten Landstraße, nicht weit vom Kirchdorfe Barkow, nach der barkow-wessentiner Feldscheide zu, befindet sich, dicht am Wege auf einer kleinen Anhöhe, ein einfaches kleines Kreuz. Dasselbe ist schon sehr alt, der Zahn der Zeit hat's schon stark benagt, das zeigt auch das verwitterte und morsche, mit graugelblichen Moosflechten bedeckte Holz, woraus es gefertiget ist, sowie auch seine halbumgesunkene, schiefe Lage. Rund um das

Kreuzchen erblickt man eine große Menge abgebrochener Baumzweige, die die fromme Einfalt und Pietät der Landleute von nah und ferne hier zusammen getragen hat.

Wie die Sage geht, ist vor vielen Jahren an dieser Stelle ein blutjunges Mädchen aus Barkow ermordet worden. Froh und vergnügt, ein Körbchen am Arm kehrte dasselbe aus der Stadt zurück nach ihrem heimathlichen Dorfe, als sie unterwegs plötzlich von einem umherstreifenden Juden überfallen wurde. Da sich das Mädchen zuerst weigerte, dem Räuber freiwillig das wenige Geld welches sie bei sich führte auszuliefern, so tödtete er sie auf die grausamste Weise. Das arme Geschöpf, die den Unbarmherzigen, als er ihr den ersten Schlag mit seinem dicken Knotenstocke versetzt, so flehentlich aber vergeblich um Schonung ihres jungen Lebens bat, wehrte sich darauf in der Todesangst mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, wodurch der Schändliche nur noch wüthender wurde und immer ärger auf sie eindrang. Bald jedoch mußte sie seiner Uebermacht unterliegen und aus tausend Wunden blutend, unter gräßlichen Todeszuckungen entfloh endlich ihre unverdorbene schöne Seele und schwang sich auf zu jenen lichten Höhen, ein Engel rein und schuldlos. —

Dreizehn Schillinge nur fand der Räuber in der Tasche seines Schlachtopfers! — Das war also das Resultat seines abscheulichen Verbrechens, das war das Resultat seines Raubmordes! — Oh, und welch' eine schwere Blutschuld, welch' eine große, große Sünde hatte er dadurch auf sein Haupt geladen; welch' unendliches Leid, welchen unsäglichen Kummer hatte er dadurch über die armen Eltern der Erschlagenen gebracht? — — Er hatte ihnen Alles, Alles geraubt, er hatte sie namenlos unglücklich, namenlos elend und arm gemacht! —

Wer vermögte wol den Schmerz, den Jammer der unglück-

lichen Eltern zu schildern, als ihnen, durch bald darnach des Weg's gekommene Leute, die blutige, gräßlich verstümmelte Leiche der geliebten Tochter in das Haus gebracht wurde? — Am Morgen dieses Tages noch war das junge Mädchen blühend und gesund gewesen, hatte den guten Eltern noch bei ihrem Fortgehen so schmeichelnd die Backen gestreichelt, so liebevoll den Mund geküßt. Mit dem Versprechen, bald wieder heimzukehren, war sie dann fortgehüpft, leicht und flink wie ein Reh; oft noch hatte sie sich umgeschaut, den ihr nachblickenden Eltern freundlich zunickend, bis sie ihren Augen entschwunden, und jetzt schon mußten sie dieselbe so wiedersehen. —

Unsäglich war der Schmerz und die Trauer des schwergeprüften Elternpaares. Ach die Armen verloren in ihr nicht nur ihr letztes liebes Kind, — all die andern hatte ihnen der unerbittliche Tod schon früher genommen, sie hatten sie alle schon, bis auf dies letzte, nach dem Kirchhofe tragen lassen müssen, — sondern sie verloren auch die beste, treuste Tochter, ihr Alles, ihr ganzes, ganzes Lebensglück; die Freude und der Trost ihres Alters, ihre Hoffnung und ihr Stolz wurde mit ihr zu Grabe getragen! — Ja mit Recht konnte sie als die Freude und der Stolz der Eltern gelten, denn nicht allein war sie das schmuckste und schönste Mädchen des Dorfes und der ganzen Umgegend, sie war auch ein wahres Muster von Frömmigkeit, von Tugend und Sittsamkeit, ein Muster von Bescheidenheit, Fleiß und Thätigkeit, dabei den Eltern die liebevollste, dankbarste und gehorsamste Tochter und gefällig, freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann. Deshalb hatten sie auch Alle lieb und das ganze Dorf betrauerte wahrhaft und von Herzen mit den alten Eltern ihren Verlust. „Sie war zu gut für diese Welt, darum rief der Herr sie schon wieder zu Sich

in Sein Freudenreich!" sprach tiefbewegt, mit Thränen in den Augen, ein 80jähriger Greis des Dorfes, als er die Todesbotschaft vernahm.

Die Blutspuren, die der Mörder durch das Ringen mit seinem Opfer an der Kleidung davon getragen, führten bald darauf zu seiner Entdeckung. Und als die trostlosen Eltern im Vereine mit den trauernden Bewohnern des Dorfes den bekränzten Sarg mit dem lieben, schuldlosen Kinde in die kühle Gruft gesenkt, da fiel auch bald darnach durch Henkershand das Haupt des schändlichen Raubmörders.

Der alte Vater des Mädchens setzte an den Ort, wo sein liebes Kind, sein ganzes Glück auf so entsetzliche Weise geendet, das noch jetzt vorhandene, von ihm selbst verfertigte einfache Holzkreuzchen, und benetzte und weihete es mit seinen reichlich dabei vergossenen Thränen. Die Bewohner des Dorfes aber trugen nach alter Sitte, als Zeichen ihrer Trauer und Theilnahme, und im frommen Glauben, daß dadurch der Geist der Gemordeten desto eher Ruhe finde, grüne Zweige herbei; und andächtig entblößten Hauptes, stille Gebete für das Seelenwohl der Dahingeschiedenen zum Himmel sendend, legten sie dieselben nieder um das Kreuz, — was die vorbeikommenden Landleute auch hier, wie auf andern ähnlichen Stellen im Lande, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt haben. —

Die alte Landstraße ist vor einigen Jahren gelegt worden, seitdem führt aber, etwas entfernt von ihr, eine schöne Chaussee von Plau nach Lübz. Wegen der nunmehrigen, weiteren Entfernung vom Wege wird dieser Ort seit der Zeit auch weniger, wie sonst, besucht; doch kann man, wenn man die Chaussee passirt, das Kreuz auch von dort aus ganz deutlich sehen, sowie auch das umherliegende Buschwerk. Auch jetzt findet man darunter, neben alten, schon ganz oder erst halb

vergangenen Sträuchen und Zweigen, auch noch ganz frische und grüne.

Hieraus ersieht man, daß, trotz der Entfernung von der Straße, trotz der materiellen Richtung der Jetztzeit, der Ort doch noch immer von diesem oder jenem schlichten Landmanne besucht wird, der, im frommen Glauben seiner Väter und ihre ehrwürdigen Bräuche ehrend, auch noch heute zum Seelenheile der Gemordeten seinen Zweig hier niederlegt.

Die verwünschte Prinzessin im Ruhnerberge.

(Von J. J. F. Giese in Strohkirchen.)

Motto: Die Sage ist das Kind zu nennen,
Geschichte ist die edle Maid;
Willst gründlich Du die Maid erkennen,
So lerne ihre Kindeszeit.

Das Vaterland sei Deine Liebe,
Und Deine Lust sei Mecklenburg;
Ihm weihe alle Deine Triebe,
Das forsche aus, studir' es durch.

Schon oft hatte der Schäfer Jakobs zu Ruhn, einem Dorfe in der Nähe des Ruhnerberges, seine Heerde auf das Feld getrieben und in die Berge, welche an seine große Schafweide stießen und zum Theil weit in dieselbe hinein sich erstreckten und mit zu derselben gehörten; schon oft war er mit seiner Heerde über die Grenze seiner Feldmark gezogen und hatte Weide gesucht zwischen den Bergen, die freilich keinem Menschen gehörten, — darum ihm aber auch nicht, — aber nie war ihm so eigenthümlich zu Sinne gewesen, wie gerade an diesem Morgen, der nicht einmal nebelig, geschweige

denn dunkel oder sonst wie unheimlich schien. Er hütete freilich am Fuße des Ruhnerbergs, der nicht mehr im Bereiche des ruhner Feldes lag, allein wer sollte ihm solches wehren, da Niemand Eigenthümer dieser Grundfläche war? und sollte es Jemandem einfallen, ihn darunter weisen zu wollen, so würde Jakobs sich nicht zum Weichen verstanden haben, denn er war jung, kaum 24 Jahre alt, und konnte es hinsichtlich der Stärke mit Jedermann aufnehmen, und hinsichtlich des Rechts, hatte er so viel Recht, als jeder Andere hier zu hüten. Trotzdem zitterte er an allen Gliedern, als wenn die grimmigste Kälte sich seiner bemächtigt hatte, und es war doch am Johannistage, und die Sonne stand hell und klar am Himmel und sandte ihre brennendheißen Strahlen in die Berge, die die Hitze in den Thälern noch vergrößern halfen.

Die Sonne war schon hoch emporgestiegen, und es schien nicht mehr fern von Mittag zu sein, als Jakobs ermüdet am Berge einschlief und erst erwachte, da der Mittag bereits vorüber war. Anfangs glaubte er, daß sich seine Schafe verlaufen haben würden, und wollte ihnen, schnell aufspringend, nacheilen, aber wie staunte er, als seine Heerde ruhig um ihn herum weidete und von einer wunderschönen Jungfrau gehütet wurde. Auch die ganze Gegend um ihn her schien sich verändert zu haben; er lag nicht in einer Wildniß, sondern in einem großen, blumenreichen Garten mit herrlichen Rasenplätzen dazwischen, auf welchen eben seine Schafe weideten. Die sonst spärlich hier stehenden Eichen, Buchen oder Tannen waren jetzt von Früchten prangende Obstbäume, die schon sehr einladend schienen, obwol sie noch nicht zur Reife gelangt waren. Schnüre und Leinen waren von einem Baume zum andern gezogen, und auf denselben waren die blendend weißen Leinewandtücher, — Tisch- und Betttücher — und Hemden neben den schönsten Kleidern

mannigfaltiger Farbe, Verzierung und Mode zum Aussonnen ausgebreitet. Der Ruhnerberg selbst war ein ungeheures Schloß, zwar sehr plump nur gebaut, aber so reich verziert mit Blumen und Ranken der schönsten Schlingpflanzen, daß es nach des erstaunten Schäfers Meinung mit prächtigen Schlössern der Jetztzeit wol wetteifern konnte.

Noch immer stand der Schäfer und stierte diese plötzliche Veränderung an, da nahete sich ihm die so freundlich aussehende Dame und bot ihm einen „Guten Tag“! Der Schäfer, schon zitternd, ehe er diese feenhafte Schönheit gesehen, war jetzt gar schüchtern geworden, und kaum wagte er es, den liebreichen Gruß der engelgleichen Dame zu erwidern, als diese tröstlich zu ihm sprach: „Fürchte Dich nicht, willkommener Freund in dem Bereiche meiner Macht; Dich wundert freilich die Schönheit der sonst so kahlen Gegend, aber Du kannst es nicht leugnen, daß sie Deinen Augen gefällt, und daß Du dieselbe immer so behalten mögtest. Und wenn Du willst, Du kannst sie behalten. Alle diese Schönheit, diese Reiche und ihre Herrlichkeit soll Dein sein, wenn Du meinen einzigen Wunsch, meine einzige Bitte, erfüllen willst. Nichts brauchst Du zu opfern, nichts brauchst zu wagen, keine Sünde ist es, welche Du begehen sollst, Du sollst nur meine Lippen küssen und wir Beide sind glücklich, denn ich bin erlöset und Du bist reich. Oh weiche nicht zurück, schöner Jüngling, und zittere nicht so sehr, halte mich nicht für etwas Ueberirdisches, denn ich bin ja Deinesgleichen; ich bin ein Mensch wie Du, nur unglücklich, weil mich ein Zauber so lange in diese Berge gebannt hat, bis der Mund eines straflosen Jünglings mich mit einem Kusse erlöset. Deine Mienen, sie zeigen eine Abneigung gegen mich, lasse die bösen Vorurtheile fahren, edler Jüngling, und erhöre das Flehen einer Königstochter, die der Fluch eines grausamen Mannes

darum in diesen Bergen gefangen hält, weil ihm der Vater die Hand der Tochter versagte, um welche er bat!"

Alle diese Worte hörte der Schäfer an, ohne ein Wort zu sprechen, auf seinen Lippen aber schwebten stets die Worte: „„Hebe Dich weg von mir, Du gleißnerische Schlange!""

Auf's Neue begann die unglückliche Prinzessin: „Schon oft bin ich an einem Josannistage zwischen 12 und 1 Uhr auf der Erdoberfläche gewesen, denn alle 100 Jahre muß mich der Zauber zu dieser Stunde verlassen, aber nie habe ich das Glück gehabt, Den zu finden, welchen das Zauberwort forderte. Heute sah ich Dich hier liegen und schlafen, und freuete mich, da ich mich schon befreiet wähnte von den Fesseln des Zaubers; ich wagte es nicht, Dich zu wecken und wartete darum geduldig der Zeit, welcher Du Dich dem Arme des Schlafes entwinden würdest, — aber wehe mir! es scheint, als wenn ich nicht den Erlöser in Dir finden soll. Ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir und mir heilig ist, kann Dich das Elend und die Leiden eines unschuldigen Mädchens nicht zum Mitleid bewegen, so lasse Dich blenden von den Reichthümern, die Deiner warten, wenn Du meine Bitte erfüllst! Siehe alle diese Herrlichkeit, sie soll ja Dein sein, siehe dort auf dem Schlosse die goldene Wiege, sie soll Dein werden, siehe an, was in der Wiege glänzet, es ist Edelstein, es soll Dein sein, nur küsse meine Lippen; ein Kuß von Dir, und ich bin erlöset und Alles ist Dein!"

„„Nein!"" sprach der Schäfer endlich nach langem Schweigen, „„lieber laß mich arm bleiben, als durch des Teufels Blendwerk mir Reichthümer vorspiegeln lassen, die nach vollbrachter Sünde doch nimmer mein werden!""

Noch einmal erhob die Jungfrau ihre Stimme und aus dem ganzen Gesichte blickte eine Miene, so flehentlich, daß schon

sie gewiß Manchen zu Allem bewegen konnte, den Schäfer aber zu nichts. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, als die Stunde schlug, mit welcher der Zauber sie wieder in seine Gewalt nahm. Weinend sprach sie noch: „So muß ich noch einmal 100 Jahre warten, und wer weiß, ob ich dann Den finde, der es wagt, mich zu erlösen“! — Darauf verschwand sie und mit ihr alle Pracht umher, und der Schäfer stand wieder, wie vorhin, bei seiner Heerde.

Der Gedenkstein in Selow bei Bützow.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Die Landstraße von Bützow nach Doberan führt durch das Bauerdorf Selow, das eine Meile von ersterer Stadt entfernt ist. Das Dorf hat eine sehr reizende Lage, und die fruchtbaren Aecker, die nach Südwest hin von dem Höhenzuge, der von der Hohen-Burg her nach Norden geht, eingerahmt sind, erinnern an die Landschaften gebirgiger Gegenden.

Diese Felder waren zur Zeit der ersten Anfänge des Christenthums in Mecklenburg das Besitzthum zweier weithin gebietender Ritter; auf den selower Höhen erhoben sich die Burgzinnen des einen, und in dem eine halbe Meile davon entfernten Pfarrdorfe Neukirchen hielt der andere sein Hoflager.

Beide Herren hatten für sich und ihre Hörigen zu gemeinsamem gottesdienstlichen Gebrauche eine Kapelle, die in Selow lag. Im Verlauf der Zeit erwies sich der Raum derselben jedoch zu klein, und man sah die Nothwendigkeit ein, zum Baue

eines neuen Gotteshauses zu schreiten. Aber der Ort, wo dieses sollte erbauet werden, wurde Veranlassung und Gegenstand zu ernster, blutiger Fehde. Jeder der Ritter nahm für sich das Recht in Auspruch, auf seinem Gebiete die Kirche erbauen zu lassen; Jeder sah's als eine Sache der Ehre an, und der Sieg, den der Eine oder der Andere davontrug, mußte als ein sprechendes Zeugniß seines Uebergewichtes erscheinen. Dazu kam auch die religiöse Begeisterung, die in dem Kirchenbau eine That des Glaubens erkannte und diesen darin zu bethätigen strebte. Es waren die mannigfachsten Versuche zur Einigung gemacht worden, und da keiner zu einem gedeihlichen Ende geführt hatte und Jeder der Streitenden auf seiner Forderung mit noch größerem Eifer beharrte, so war man des Entschlusses geworden, dem Schwerte die Entscheidung anheim zu geben und einen Zweikampf auf Leben und Tod zu kämpfen. Beide kamen dahin überein, an einem bestimmten Tage sich kampfbereit auf dem Kirchhofe vor der Thüre der selower Kapelle einzufinden, dann um die Kapelle herumzureiten und an der Stelle, wo sie einander begegnen würden, zu streiten, bis einer der Kämpfer todt auf dem Platze liege; der Sieger solle alsdann in dem unbestrittenen Rechte sein, die Kirche auf seinem Gebiete zu erbauen, und sollten auch die Erben des Erschlagenen gehalten sein, alle erforderlichen Dienste und Hülfen zu leisten. Dieser Kampf ward als ein Gottesurtheil angesehen, dem sich Beide getrost unterwerfen wollten.

Der Morgen war angebrochen in all seinem Frieden. Die Strahlen der Frühsonne spiegelten sich ab in den Thautropfen, die an den Grashalmen auf den Gräbern hingen. Feld und Wald und Garten feierten eine jener Stunden fröhlichen Auferstehens, wo neues Leben auch über die kleinsten Gebilde in dem Vaterhause unseres Gottes ausgegossen ist, wo Alles Seine

Gnade verkündigt und es stille wird auch in der sonst so bewegten Menschenbrust.

Aber auf dem selower Kirchhofe sollte der Frieden und die Stille dieses Morgens bald aufhören; über den Gräbern wollten zwei Männer in wildem Grimme mit einander ringen und Dem in Seine Rechte greifen, der Leben und Tod in Seinen Händen trägt.

Der Kirchhof füllt sich mit Reisigen; jeder der Ritter erscheint in einem zahlreichen Gefolge. Vor der Thüre der Kapelle halten die Kämpfenden auf schnaubenden Rossen, die mit ihren Hufen die Erde stampfen. Dann wird noch einmal das wiederholt, worüber man eins geworden. Mit herabgelassenem Visir und weit ausgelegter Lanze reiten die beiden Ritter nach entgegengesetzten Seiten in gemessenem Schritt um die Kapelle. Jetzt treffen sie auf einander. Ein furchtbarer Kampf beginnt. Jeder kämpft für sein Recht, für die Kirche des Herrn, für sein Leben; es wird eine That des Glaubens gekämpft. Mit furchtbarem Gedröhne treffen die schweren Lanzen auf die schuppichten Panzer, daß sie zersplittert den Händen der Kämpfer entfallen. Es wird zum Schwerte gegriffen. Mit wuchtigen Schlägen dringen die Gegner auf einander ein. Die Entscheidung will noch immer nicht nahen. Da durchhaut der Ritter von Neuenkirchen dem Gegner das Visir unter dem Auge; das Eisen dringt in das Haupt, und entseelt stürzt er vom Rosse. Seine Mannen, die dem Kampfe zugeschauet, tragen ihn auf die Burg, und nach wenig Tagen wird sein Grab an der Stelle gegraben, wo er den Tod gefunden.

Der Sieger erbauet nun in Neuenkirchen ein großes Gotteshaus, und der Gottesdienst wird von Selow dorthin verlegt. Die Kapelle zerfiel im Verlaufe der Zeit.

Doch kurz nach der Bestattung des gefallenen Ritters er-

ereignete sich etwas, das Alle in das höchste Erstaunen setzte. Eines Morgens nämlich stand auf dem Grabhügel ein großer behauener Stein aufgerichtet, von dem Niemand zu sagen wußte, woher er gekommen sei. Diesen Gedenkstein kannst Du, Wanderer, noch schauen, wenn Du durch Selow den Weg nach Kleinen-Belitz gehst. Dort steht er zur linken Seite einige Schritte von der Straße und weiset Dich in seiner alten, ehrwürdigen Gestalt auf längst entflohene Zeiten hin. Du wirst ihn mit jener Achtung anschauen, die Dir immer solche Monumente der Vorzeit, über deren Haupte Jahrhunderte mit ihren Stürmen und ihrem Sonnenschein dahingegangen sind, einflößen.

Der Stein ist grobkörniger, quarzhaltiger Granit; er hat eine Höhe von 8 und eine Breite von 2 Fuß und mißt in der Dicke 6 Zoll. Der Kopf ist fast kreisförmig und hat zu beiden Seiten ohrförmige Ansätze. Die Hauptseite des Steins ist nach Norden gerichtet. In der Rundung des Kopfes ist Christus am Kreuze erhaben ausgehauen. Auf der nördlichen Seite kniet in der Mitte eine männliche Figur, ohne Waffen und Schmuck, die ihre Hände betend zum Crucifix emporhebt. Am Rande über der betenden Figur ist ein geschlungenes Band mit gothischen Schriftzügen, die wol schwer zu entziffern sein werden. Die südliche Seite des Steines trägt dieselbe Darstellung, jedoch ohne Umschrift.

Woher der Stein gekommen, davon hat Niemand Kunde gehabt. Er stand eines Morgens auf dem Grabe aufgerichtet, mit seinem Fuße tief in die Erde hineinfassend. So umhüllete ihn ein geheimnißvolles Dunkel, und er wurde nicht allein den Bewohnern Selow's, sondern auch den benachbarten Dörfern ein Gegenstand frommer Scheu. Keiner wagte, ihn mit der Hand zu berühren oder wol gar zu beschädigen. Und als im

Verlaufe der Jahre die Kapelle niedergerissen ward, die Grabhügel einfielen und der Gottesacker sich in ein Fruchtfeld umwandelte, da wich dennoch jene stille Scheu nicht; man ließ ihn unangetastet, und der Pflug durfte ihm mit seinem Eisen nicht nahen.

So hatte der Stein schon viele Jahre gestanden in immer gleicher Wirkung, und die Zeit hatte in ihn ihre Schrift gegraben. Da bemerkte man einst, daß in der Morgenstunde und später auch zu anderen Stunden des Tages auf einem der ohrförmigen Ausschnitte des Kopfes eine schwarze Krähe saß, die unheimlich und tückisch die Vorübergehenden ansah. Bald war Allen dieser unheilkündende Vogel bekannt; man hielt ihn für den verkörperten Teufel, der sie zu böser That reizen und verlocken wolle. Wer vorüberging, bekreuzte sich an Stirn und Brust, betete ein Vaterunser und flehete, nicht den Versuchungen des Widersachers zu erliegen.

So hatte der schwarze Gast wol schon oft auf dem Denkstein gesessen, ohne daß Jemand ihn zu verscheuchen gewagt hatte. Da pflügt einst ein Knecht das Ackerstück um, auf dem der Stein steht. Wieder sitzt die Krähe an derselben Stelle und sieht tückisch den Knecht an. Dieser sucht sie zu verscheuchen, und da das nicht gelingen will, ergreift er einen Stein und wirft ihn nach der Krähe. Sie fliegt mit wiedrigem Gekrächze davon und ist seit jener Zeit nicht mehr gesehen worden. Der Stein hat aber den ohrförmigen Ausschnitt des Kopfes getroffen, der herunterfällt. Der Knecht siecht dahin mit den Tagen des Monats, und als diese zu Ende sind, stirbt er. — Das abgeworfene Ohr wird auch jetzt noch in einer daneben stehenden Scheure aufbewahrt. —

Jahrhunderte sind über den Gedenkstein dahin gegangen und haben ihre Schrift ihm eingedrückt. Das Geschlecht, das

Zeuge jenes Kampfes war, ist längst von der Erde verschwunden. Die stillen Grabhügel des Kirchhofes sind nicht mehr zu finden und über ihnen wogen herrliche duftige Saaten. Die Begebenheit selbst lebt aber fort und fort in der Erinnerung der Menschen, und die Ehrfurcht vor dem Gedenksteine hat sich fortgepflanzt auf das lebende Geschlecht.

Der Herr Archivrath Dr. Lisch hat den Versuch gemacht die Inschrift des Gedenksteines zu entziffern, was ihm vollständig gelungen sein soll; er hat das Resultat seiner Untersuchung in den Jahrbüchern für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde mitgetheilt. Nach ihm steht auf dem Rande der Hauptseite:

Anno domini 1399 in die beati Viti obiit Hermanus Lameshovet*).

Ueber der Figur im geschlungenem Bande steht:

Miserere mei, Domine!**)

Auf der Rückseite ist in dem Bande dieselbe Inschrift.

Was sich die Leute von einem Teiche bei Stavenhagen erzählen.

Schon über hundert Jahre sind's her, da war einmal ein großes Feuer in Stavenhagen ausgebrochen; der Wind wehete gewaltig, man konnte das Schrecklichste befürchten.

*) Im Jahre des Herrn 1399 am Vitustage — 15. Juni — starb Herman Lameshovet.

**) Herr, erbarme Dich mein! Der Herausg.



Alles war sofort herbeigeeilt und half und rettete nach besten Kräften; aber alle Mühen und Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Es schien unmöglich, Herr des wüthenden Elements zu werden.

Schrecken und Entsetzen herrschte überall, Alles weinte und schrie; denn erbarmte sich der liebe Gott jetzt nicht der Bedrängten, so war die Stadt verloren und bald nur noch ein großer Asch- und Schutthaufen.

Wenn aber die Noth am größten, ist oft die Hülf' am nächsten! — so war's auch hier. —

Wie ein rettender Engel erschien nämlich plötzlich der in der Nähe wohnende Ritter von O.....n, allgemein geachtet und geliebt wegen seines großen Edelmuths.

Hoch zu Roß kam er herangesprengt. Schnell zertheilte er die dichte Menge, ritt um das Feuer und besprach es. Dann rief er mit lauter Stimme: „Platz da, Ihr Leute!" und jagte im vollsten Carriere wieder davon.

Und oh Wunder, das Feuer stürzte sich dem Reiter prasselnd nach; mit Windesschnelle folgte es ihm durch die Straßen, hinaus zum Thore der Stadt.

Hier aber warf sich der brave von O. mit seinem treuen Rosse in den nahen Teich. Ihm auf dem Fuße nach folgte auch jetzt das Feuer, aber es konnte nun nicht mehr folgen; denn als der Ritter das jenseitige Ufer glücklich erreicht, war es bereits durch das Wasser ausgelöscht.

Stavenhagen war somit gerettet. Alles pries den hochherzigen Mann, und noch heute nennt man dankbar seinen Namen.

Das Wasser, worin damals das Feuer seinen Untergang gefunden, existirt noch; der kleine Teich vor der Stadt soll's

nämlich sein, worin die Mädchen jetzt gewöhnlich ihre Wäsche spülen.

Auch das Feuer soll dort noch fortbrennen; denn die Jungfern behaupten immer, daß das Wasser gar nicht kalt sei, selbst wenn's auch Winter ist und noch so stark friert.

Der Teufelsbaum auf dem Tannenberge bei Boitzenburg.

Zu der auf Seite 105 bis 117 dieses Bandes erzählten Sage vom Tannenberge zu Boitzenburg, habe ich noch Einiges nachzutragen, was mir von einem Verwandten, einem gebornen Boitzenburger, mitgetheilt wurde, und was ich nun hiermit folgen lasse.

Als nämlich der jetzige Kreuzberg bei Boitzenburg noch seinen alten Namen, der Tannenberg, führte, als denselben noch hohe Tannen bedeckten, in deren immer grünen Häuptern ein Heer von Krähen sein Wesen trieb, da befand sich auf dem Gipfel des Berges, der, wie wir schon gehört, geebnet war und früher vielfach zum Tanz- und Tummelplatze der Bewohner Boitzenburg's diente, auch noch eine alte gekrümmte Tanne, die sich durch ihren merkwürdigen Wuchs vor allen ihren Schwestern, die sämmtlich gerade und schlank in die Höhe geschossen waren, auszeichnete und deshalb jedem Besucher des Berges sogleich auffiel. Diese sonderbar verwachsene Tanne nun war allgemein unter dem Namen der Teufelsbaum bekannt; mein Verwandter hat sie oft, wie er mir erzählte, als Knabe mit seinen Spielgenossen besucht und sie dann immer mit einem gewissen kindlichen Grauen betrachtet.

Ihren Namen soll die Tanne in jener Zeit erhalten haben, wo sich die auf Seite 114 dieses Bandes geschilderte gräßliche Begebenheit auf dem Tannenberge zutrug. Als nämlich bei der damals dort so lärmend und üppig begangenen Verlobungsfeier, zufällig grade um Mitternacht, eine Pause eintrat, als die rauschende Musik schwieg und die Musici auf einen Augenblick rasteten, um sich durch einen Labetrunk zu stärken, als auch die erhitzten Tänzerpaare ausruheten, um nach ein Paar Minuten der Erholung ihr voriges Vergnügen wieder fortzusetzen, als eben einige der Gäste in ihrer Gottlosigkeit und vom Weine berauscht über die unten am Berge ruhenden Todten spotteten, da erschallte dennoch Musik fort, und zwar in immer verstärkterem Grade und in einer Weise, wie sie nie zuvor ein menschliches Ohr vernommen. Es waren keine Töne, wie sie der Mensch den Instrumenten entlocken kann, nein, es waren übernatürliche Unlaute, wahre Disharmonien; denn bald erklang es wie ein Gemisch von Thierstimmen, wie das Heulen und Zischen von Hunden, Katzen und Schlangen, wie das Gekreische und Zirpen von Uhu, Fledermäusen und Heimchen, bald wie Donnergebrause und Windespfeifen, dann wieder wie Spott- und Hohngelächter der Hölle und das Heulen, Aechzen und Stöhnen seiner Bewohner.

Von dem Wipfel einer nahen Tanne herab erschallten diese Mark und Bein durchdringenden, allgemeines Grausen und Schaudern erregenden Töne. Immer tiefer senkte sich der Baum, und mit Entsetzen sah die dort versammelte, kurz zuvor noch so fröhliche und ausgelassene Gesellschaft, wie es der leibhaftige Teufel war unter dessen Wucht sich die Tanne herniederbeugte, wie er höhnisch lächelnd in ihren Zweigen hockte und mit Windesschnelle seine Fiedel strich, daß es weithin hallte über Berg und Thal.

Durch diesen Höllenlärm wurden die bis dahin am Fuße des Berges in Frieden Schlummernden geweckt. Die Gräber thaten sich auf, die Todten stiegen hervor in weißen Sterbehemden, drehten sich umher und begannen einen wirbelnden Reigen zu tanzen.

Und der Mond beschien mit falbem Lichte die Schreckensscene; schauerlich klapperten die dürren Knochengeripppe, grausig grinsten die nackten Todtenschädel, und Alles was Leben hatte stürzte in wildester Hast dem Thore der Stadt zu.

Am andern Tage war von diesem nächtlichen Schauspiele nichts mehr zu sehen, keine Spur mehr zu entdecken; nur die Tanne, worauf der Teufel gesessen und gefiedelt hatte, war heruntergebogen und gekrümmt, und das ist sie auch viele, viele Jahre hindurch geblieben, bis sie mit all den andern Tannen unter der Axt des Holzhauers fiel. Von dieser Zeit an aber hieß sie der Teufelsbaum, und Jedermann, der den alten Tannen-, jetzigen Kreuzberg vor seiner nunmehrigen Umgestaltung einmal besucht hat, wird sich gewiß auch noch dieser Tanne erinnern und ihren Namen gehört haben.

Vom meineidigen Vogt und dem Spuk in Sandfeld bei Gadebusch.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Es war ein heftiger Streit entstanden zwischen Lüder Lützow, der auf Dutzow saß, und dem auch der nahe Hof Rien-

dorf, im Lande Sachsen*) gelegen, gehörte, und dem Herrn von Mecklenburg, der auf dem Schlosse zu Gadebusch wohnte, über die Grenzen der Waldungen, welche an der Scheide des Gutes Dutzow lagen, hart an der kneeser Feldmark, welches ein herrschaftlich Gut war. Das wird wol zu Herzog Christophs**) Zeit gewesen sein, das Jahr weiß Niemand,

---

*) Das jetzige Herzogthum Lauenburg, sonst Sachsen-Lauenburg genannt, war in alten Zeiten der Sitz der slavischen Polaber und wurde von Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen und Baiern unterworfen, fiel aber nach der über ihn vom deutschen Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, im Jahre 1180 ausgesprochenen Reichsacht an Albrecht aus dem Hause Ascanien oder Anhalt, der sich fortan Herzog von Sachsen-Lauenburg nannte. Als seine Nachkommenschaft 1689 mit dem kinderlosen Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg ausstarb, nahm der Herzog Johann Wilhelm von Celle Besitz von diesem Herzogthume, welches nach seinem Tode 1694 an die kurfürstliche Linie des Hauses Braunschweig fiel. Bis 1814 blieb Lauenburg kurbraunschweigisch oder hanoverisch, da wurde es, mit Ausnahme des Amtes Neuhaus, welches Hannover behielt, an Preußen abgetreten. 1815 aber trat es Preußen schon wieder an Dänemark ab und erhielt dafür Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen. — Diese beiden Gebiete waren nämlich im Kieler Frieden am 14. Januar 1814 von Schweden an Dänemark, zur Entschädigung für den Verlust Norwegens, abgetreten worden. — Lauenburg gehört zum hohen deutschen Bunde und ist deshalb auch der jetzige Beherrscher desselben, der König von Dänemark, in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein und Lauenburg, Mitglied desselben.

**) Herzog Christoph, geb. 30. Juni 1537, gest. 3. März 1592 — einer der nachgeborenen Söhne des regierenden Herzogs Albrecht VII. von Mecklenburg-Güstrow, auch Albrecht der Schöne genannt, und dessen Gemahlin Anna, geb. Markgräfin von Brandenburg, — war zuerst auf kurze Zeit Administrator des noch damaligen Bisthums Ratzeburg, darauf von 1555 bis 1569 Coadjutor des Erzbisthums Riga, und regierte dann zu Gadebusch vom 27. Januar 1570 bis zu seinem Tode.

Der Herausg.

aber die Sache ist ganz gewiß, denn viele alte Leute haben davon erzählt, die sie von ihren Vätern gehört haben.

Es war die Grenze freilich seit uralter Zeit durch große Steine bezeichnet, und auf diesen war die Leiter aus dem lützowschen Wappen und ein Gänsefuß gehauen, wie die Leute meinten, eigentlich aber war es der Strahl aus dem Wappen der Scharpenberge, welche vormals in diesen Gegenden das Land gehabt haben; nun aber sagten die Mecklenburger in Gadebusch, Lüder Lützow habe zur Nachtzeit die Steine verändert und deren mehrere an die streitigen Stellen gebracht und die Steinmetzen hätten sie zur Nachtzeit bezeichnen müssen, wie die alten bezeichnet waren, und brachten ein Talglicht her, welches bei dieser nächtlichen Arbeit verloren sein sollte. Und als sie nun schon lange sich gestritten hatten und doch Keiner nachgeben wollte, als Lüder Lützow sich auf seine Grenzsteine berief und die gadebuscher Herrn von ihrer Anklage nicht weichen wollten, da beschloß man an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen, und es sollte zur Urkund die Scheide begangen werden, wie es so alter Brauch war in streitigen Fällen.

Da kamen denn ihrer viele zusammen, und der Herzog von Mecklenburg selbst kam auch geritten, und Lüder Lützow auf seinem Hengste war auch zur Stelle. Der alte Vogt von Kneese, dem man gute Wissenschaft von der Sache zutrauen konnte, ward beauftragt, den wichtigen Gang vorzunehmen. Und er schritt fürbaß, aber bald wandte er sich von dem alten Steine mit dem Wappen ab und schritt auf das Land, welches Lüder als das seinige beansprucht hatte, weiter und weiter; ihm folgten die Andern und bezeichneten den Weg, den er gegangen war, als die richtige Scheide. Und als er nun zu Ende gekommen war und Lüder Lützow nun ein gut Stück Land verloren hatte, da schwur er einen heiligen theuren Eid, daß sein

Fuß keine andere Erde betreten habe, als die der Herren von Mecklenburg, und die waren sehr froh, daß sie auf solche Weise den Streit gewonnen hatten gegen den Lützower.

Aber Lüder Lützow hatte die Schelmerei wol erkannt und grimmig befahl er dem Vogte seine Schuhe auszuziehen, und siehe, da fand es sich denn, daß er die Schuhe in Gadebusch mit Erde gefüllt und daß er auf solche Weise seinem Herrn hatte dienen wollen und daß er meinte, sich retten zu können mit den Schalksworten, worin er seinen Eid geleistet hatte; denn wol hatte sein Fuß nur Erde der Herren von Mecklenburg betreten, aber das war die gadebuscher Erde gewesen.

Da ergrimmte Lüder Lützow in seinem Sinne und zog sein Schwert und stach den Meineidigen nieder, also daß er in seinen Sünden starb, und die Mecklenburger konnten ihn nicht schützen, obgleich sie ihn in ihre Mitte genommen.

Lüder Lützow aber hatte es vorher bedacht, daß es wol so kommen würde und wußte, daß man den Friedebrecher greifen würde, so man ihn fangen könnte, und dann würde es ihm wol schlimm gegangen sein; denn man machte damals nicht viel Umstände, um Einen vom Leben zum Tode zu bringen. Darum hatte er denn auch Schlagbäume überall auf dem Wege hinlegen lassen, der nach Dutzow und Niendorf führte, und hatte seinen Hengst geübt, darüber hinweg zu setzen.

Und als nun die Herren von Gadebusch und der Herzog selbst ihm folgen wollten, da konnten sie nicht über die Schlagbäume setzen, denn darauf waren ihre Pferde nicht geübt. Und als sie nun davon zurück bleiben mußten, während Lüder Lützow leicht genug hinüber kam, da ärgerten sie sich sehr und riefen ihm manch bitterböses Scheltwort nach; aber Lüder verhöhnte sie mit spottender Geberde und mit groben Worten, und ritt

nach seinem Gute Niendorf im Lande Sachsen, wo ihn die Mecklenburger nicht mehr greifen konnten.

Jedoch um den Prozeß kam er nicht weg, den man gegen ihn beim Reichsgerichte anhängig gemacht, und er soll in eine große Strafe wegen dieser Begangenschaft verurtheilt sein, sie sagen zur Zahlung von 400 Mark vierlöthigen Goldes; ob er sie aber gezahlt hat, und wer sie empfangen, das weiß Niemand.

Seit dieser Zeit war es nun garnicht geheuer in dieser Gegend am großen Steine, und wer da rumorte, das weiß man nicht genau. Die Meisten sagen freilich, es sei der meineidige Vogt gewesen, Andre aber sagen, es möge wol der Lüder selbst gewesen sein; denn wer die Scheiden verrückt, der hat nimmermehr Ruhe, weil Gottes Wort spricht: „Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze angeht und alles Volk soll sagen Amen!"

Dem sei nun wie ihm wolle, die bösen Geister kamen in die Gegend, auf der die Blutschuld lag. In ihren Nebelkappen gehüllt, auf Unthieren reitend, kamen sie heran, Zwerge und Gnomen und Eulen und gräuliche Katzen, wie solche Ungethüme erscheinen, wenn sie sich den Menschen sehen lassen zur Züchtigung wegen ihrer Sünden.

Es war aber am 26. Januar 1722, als es in Hans Joachim Dunkelmann's Haus in Sandfeld, das zum Gute Dutzow gehört, gar heftig anfing zu spuken mit heftigen Rumoren und allerlei seltsamen Aufzügen und Affenspiel, daß man gar nicht länger dabei dauern konnte.

Damit fing es an, daß die brennende Lampe auf der Diele weggenommen ward, es waren alle Leute dabei gegenwärtig und doch konnte man nicht sehen, wo sie geblieben, man hat sie auch nicht wiederfinden können, und als man sich andere Lam-

pen ließ, da sind sie alle weggekommen. Und als es gegen Abend bald finster werden wollte, da ging das Rumoren erst recht an. Alles was in der Stube war, ward untereinander geworfen, und als am folgenden Tage den Leuten alles, was auf den Borten war, um die Köpfe geworfen ward, konnten sie doch Niemand sehen, der es that. Und so ging es dann mit Poltern und Herumwerfen im Hause immer ärger fort mehrere Tage lang, es wurden die Thüren und Wände zerschlagen und es blieb nichts auf seiner Stelle. Der Beutel mit Bohnen lief im Garten fort, und man sah Keinen, der ihn fortschleppte. Katzen rissen den Dorn heraus, womit man das Loch in der Wand verstopft hatte; ein Talglicht, das man fand, konnte man nicht halten, und es war verschwunden, ohne daß man weiß, wohin es gekommen.

Bei all diesem Poltern und Rumoren ließen sich zwei fremde Katzen von Dunkelmann's Kindern sehen, aber die Eltern sahen sie nicht. Sie waren aber auch nicht als andre Katzen, sondern bald als ein Hund mit kurzen Ohren und dabei halb grau und halb weißlich. Und diese Katzen haben etliche Male auf dem alten Backofen getanzt und gesprungen; sind aber die Kinder zu ihnen gegangen, so sind sie immer nach Kneese heimwärts gelaufen und sind durch den Kneeser Bach geschwommen, und haben sich dann etliche Male umgesehen und gesprungen.

An einem Abend, da wollten die Kinder vom Hofe Holz einholen, da sahen sie Etwas, das auf dem Zaune saß, so groß etwa wie der kleine Hans von drei Jahren. Dasselbe sah pockennarbig aus, und hatte grüne, rothe gelbe und blaue Streifen auf dem Leibe und sprang und hüpfte immer auf dem Pfahle. Da kam den Kindern ein Grauen an, und sie liefen in's Haus um die Mutter zu holen, als diese aber mit ihnen hinausgegangen, ist das Männlein schon weggewesen.

Es ist aber auch gar zu arg geworden, den ganzen Februar hindurch. Alles ward untereinander geworfen, es ist nichts im ganzen Hause fest geblieben; was in Stube und Kammer gewesen, ist auf der Diele oder im Garten wiedergefunden. Dabei ward auf die Leute geworfen, sogar mit eisernen Ringen von Pflügen, die glühend heiß waren; und die Bösen hatten weder Scheu vor dem Herrn Verwalter, noch vor dem Sonntag, denn auch da ward rumort und geworfen mit glühenden Eisen und Steinen. So ging es denn alle Tage fort, und immer kam was Neues. Der Deckel von der Lade that sich von selber auf und zu, und obgleich sich zwei Kinder darauf setzen mußten, konnten sie ihn nicht halten; alles Zeug, was in der Lade war, ward hinausgeworfen, die Betten aus dem Gestelle, und es kam ein so unleidlicher Geruch in die Stube, daß man's darin nicht aushalten konnte.

Einmal, es war am 6. März, waren die Kinder allesammt im Hause auf der Diele und spielten, im Augenblick aber verlieren sich das älteste und das jüngste Mädchen von den Kindern, und als diese es den Eltern anzeigen, die sie suchen und rufen, da sind sie nirgends zu finden. Nach Verlauf einer halben Stunde stehen die beiden Mädchen auf der Diele, und als sie gefragt werden, wo sie gewesen wären, sagen sie, sie wüßten es nicht, es wäre ihnen vorgekommen, als wenn die Diele sich aufgethan und sie unter die Erde gegangen und in ein großes Haus gekommen, worin sehr viele Manns- und Frauenspersonen gewesen, aber alle ganz klein, wie ihr kleiner Hans von drei Jahren. Und am andern Tage sind die beiden Dirnen abermal hinweggekommen, und ihnen ist die dritte Dirne nachgefolget, welche erst zu Mittag wiedergekommen, die beiden andern aber nach einer halben Stunde. Auch der älteste Junge ist von der Seite seiner Mutter weggekommen, kommt

aber bald wieder auf die Diele zu stehen und sagt weinend, er sei unter der Erde gewesen.

Als darauf der Verwalter zu ihnen kommt, fand er, daß alle die Kinder, so ihrem Vorgeben nach unter der Erde gewesen, krank lagen und war der Junge insonderheit über seinen ganzen Leib so voll Blasen und Schwären, daß fast nichts Gesundes an seinem ganzen Leibe zu finden, und im Gesichte war er geschwollen.

Da erzählten denn die Kinder, Anna Catharina 13 Jahr, Anne 12 Jahr, Joachim Heinrich 10 Jahr und Elisabeth 5 Jahr alt, es sei ihnen vorgekommen, als ob die Erde sich vor ihnen aufthäte und sie in einem Augenblick auf einer Treppe in dieselbe hineingegangen. Da wären sie in ein großes Haus gekommen, so inwendig schön ausgeputzt gewesen und das von Gold geglänzt habe. In diesem Hause waren viele ganz kleine Manns- und Fräuenspersonen, welche nur so groß, wie ihr kleiner Hans — so in'3 dritte Jahr — und die hätten krumme Arme und Beine gehabt und dabei sehr große dicke Köpfe. Diese Leute waren gar sehr beschäftigt, etliche wären ausgereiset, andere wieder zu Hause gekommen, etliche hätten sehr viel Essen gekocht, andere hätten das Vieh, als Ochsen, Kühe, Pferde so auch da gewesen, gefuttert und was dergleichen mehr wäre, was sie alles nicht so sagen könnten, wie sie es gesehen. Sie, die Kinder wären auch mit diesen Leuten in ihre Kirche gegangen, wo ein Prediger gepredigt hätte. Es hätten auch die kleinen Leute sie sehr gebeten, daß sie da bleiben sollten und hätten ihnen eine ganze Schürze voll Gold gegeben, als sie aber darin nicht willigen wollten, hätten sie ihnen das Gold wieder weggenommen, und dann wären sie im Augenblick wieder auf der Diele gestanden. Die beiden Mädchen, welche zuerst weggewesen, setzten noch hinzu, daß ihnen die kleinen Leute Essen und

Trinken das erstemal angeboten, Anna Catharina habe davon gekostet, sie wisse aber nicht, wie es geschmecket. Es wäre auch damals eine schöne Kutsche zu fahren kommen und hätten die Leute gesagt, es wäre ihr Oberster, der käme zu Hause. Es haben aber die kleinen Leute den Kindern verboten, nichts nachzusagen, oder es würde ihnen sonst nicht gut gehen. Die Kutsche aber hätte der Knabe von Kneese kommen sehen und wäre in ihrem Garten in die Erde hineingefahren und verschwunden.

Als der kleine Junge in der Stube allein war, hörte man ihn schreien und als die ältere Schwester hinzulief, fand sie ihn nicht mehr in der Stube, sondern bei dem alten Backofen, von wo sie ihn weggeholt, und hat das Kind gesagt, daß ihn eine kleine fremde, ganz weiße Dirne dahin gezogen habe.

Gar viel mehr noch kann man davon erzählen, wie die Unterirdischen ihr Possenspiel getrieben haben in Dunkelmann's Hause. Da haben sie gläserne Haven und Lampen und eine zinnerne Kanne zusammengebunden und oben am Stuben-Boden aufgehängt; ein andermal haben sie auf die Erde ein Tischlaken hingedeckt und dies mit Brod und Heringen besetzt, auch zwei Puppen daneben gestellt, als wenn sie essen wollten. Ein andermal, als die Tochter krank im Bette lag, flog dasselbe auf und nieder, als ob Schweine darunter wühlten; ein Wagen lief von selbst in den kneeser Bach; mit Stangen ward in die Kammer hineingestoßen, und doch war Niemand zu sehen, der es that.

Die Kinder aber konnten die Gespenster sehen; einmal sahen sie einen großen gelben Hund oben auf dem Stubenboden, der ungemein häßlich und grausam aussah, sein Maul war wie ein Kuhmaul und seine Nase wol eine Elle lang, die Augen waren so groß, wie ein Kindskopf und hatte er nur drei Beine, denn das eine Hinterbein war nicht da. Der setzte die Stuben-

thür mit einer großen Tonne zu, so daß weder die Mutter, noch die beiden Wächter, welche schon längere Zeit in's Haus gestellt waren, hinauskommen konnten. Ein andermal sahen die Kinder ein weißes Ding, als ein Kind, in ihrem Kohlhof über den Zaun springen und als der Geist bei dem Namen Nörken — Eleonore gerufen, da stand er stille und sagte ihnen, sie sollten ihm die blaue cattune Schürze bringen, so wolle er auch nicht wieder kommen. Sie ward hingebracht und kam über den Zaun, an den sie hingelegt war, ohne daß man Jemand sah, der sie hinüberzog. Gleich darauf berichteten die Kinder, der weiße Geist hätte ihnen gesagt, er sei ein Engel und darum gekommen, daß der große Kettenhund, so im Hause wäre, sie nicht ganz verderbe, sie sollten fleißig beten und sich zu Gott halten. Auf den Rath des Geistes stiegen nun Dunkelmann und seine Frau auf den Boden und trieben mit Forken den Hund fort, den aber Niemand sah, und da ward es denn einen Tag stille. Aber es lagen noch Teufel im Vorschauer, die wurden auch auf gleiche Weise hinausgetrieben, und ein schwarz Ding, wie eine Katze, kam heraus, das von einem der Kinder mit einem Stein geworfen wurde, wofür dem Vater nachher das Beil nachgeschleudert ward, aber es traf ihn nicht.

Ein andermal hatte eine große Maus den ganzen Ladendeckel so beschmutzt, als wären Gänse darauf gewesen, und nachdem es arg gepoltert hatte, und die Geister, wie sie sagten, noch „enen Gluptog dohn"*) wollten, schwangen sich viele rauhe Dinger, bald wie Kälber, aber nicht so groß, vor der großen Thüre auf, und fingen an zu fliegen, und ein großer blauer Mann flog hinter ihnen her und hatte eine große Peitsche,

*) Soviel, als Einem unvermerkt recht derbe Eins versetzen, einen tollen Streich ausführen. Der Herausg.

womit er die Dinger immer peitschte. Die Eltern aber konnten es nicht sehen. Die Kinder aber sahen noch öfter die Gespenster; einmal als einen Jungen, der Alles in der Stube umstellte, dann zwei kleine Frauen, von denen die eine einen Sack Mehl auf dem Rücken, die andere zwei kleine Eimer auf einer Wassertracht trug; ein andermal nahm die kleine weiße Frau dem kranken Jungen den Pfannkuchen weg, den ihm die Mutter gebacken hatte. Lebensmittel wurden weggenommen, den Kindern die Kleider vom Leibe gerissen und was dem mehr ist; denn es hat ja bis zum 30. März, also etwa neun Wochen, also getobt, und es ist Alles ordentlich von dem Verwalter Haenell in Dutzow Tag für Tag aufgeschrieben worden, und als es ruhig geworden, wurde allen Leuten, die es erlebt hatten, die Geschichte vorgelesen und sie haben es vor einem geschworenen Notarius mit einem Eide bekräftigt, daß Alles so niedergeschrieben sei, wie sie es wahrgenommen. Und mit diesem öffentlichen Zeugniß ist Alles in Hamburg gedruckt worden, und es sind, wenngleich nur wenige, doch noch einzelne Bücher vorhanden, worin dies curiose Diarium von dem Poltergeiste in Sandfeld enthalten ist.

Aber dem Gebete müssen auch die Geister der Finsterniß weichen, und an Gebet ließ es auch der Pastor Adam Joachim Eckardi in Roggendorf, zu dessen Gemeinde der geplagte Dunkelmann gehörte, nicht fehlen. Er betete am Sonntage auf der Kanzel, er betete daheim in seinem Kämmerlein, er hielt Betstunde im Hause der Geplagten, und endlich fuhren auch hier die unsaubern Geister aus, die scheußlichen Unthiere in Katzen- und Hundegestalt und es ward ruhig wieder.

Eines schönen Tages erschien ein graues Männlein im Fischerhause am Schallsee und hat den Fischer gedungen, den ganzen Tag über die Enge des See's von Ufer zu

Ufer unaufhörlich hin und her zu fahren. Und der Fischer sieht mit Erstaunen, daß sein Kahn auf der Fahrt nach Jenseits so tief geht, und wenn er zurückfährt, so flach, und endlich fragt er seinen grauen Gefährten, woher das so seltsam mit dem Kahne wol sei. Da hat ihm das Männlein die Augen geöffnet, und er sieht, wie über die lüneburger Berge, wie die Anhöhen dort genannt werden, in dichten schwarzen Zügen ein ganzes Heer von Kobolden in das lauenburger Land hineinzieht.

Wer aber in das schöne neue Herrenhaus in Dutzow eintritt, der sieht die ganze Geschichte von Lüder Lützow an bis zu dem Männlein im Kahne gar schön und sinnig dargestellt; die alten Geschichten müssen nicht vergessen werden, denn aus ihnen spricht Lehre und Warnung!

Die in Eichen verwandelten sieben Nonnen im Thiergarten zu Ivenack.

Schönere Eichen, als die im gräflich pleß'schen Thiergarten zu Ivenack, kann man gewiß wol nicht leicht finden, wenigstens giebt's in unserm lieben mecklenburgischen Landen keine, die diese an Alter, Stärke und Kraft überträfen, und wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, eigends dieserhalb nach dem kleinen Flecken Ivenack zu reisen, um diese seltenen und mit Recht berühmten Bäume in Augenschein zu nehmen.

Ein eigenthümliches Gefühl von Staunen, Ehrfurcht und Bewunderung befällt Einen beim Betrachten dieser alters-

grauen Eichen, über deren Häuptern schon Jahrhunderte hingegangen, die schon so manche Geschlechter, ja ganze Stämme entstehen und wieder untergehen sahen, unter denen schon so Viele Schutz und Schirm gesucht und gefunden, in deren Schatten schon so Manche geruhet haben. So viele, viele Jahre, vielleicht schon ein Jahrtausend trotzten diese ehrwürdigen Bäume der Alles vernichtenden Zeit, dem Sturme und Wetter; jeden Frühling erwachten sie wieder und immer wieder zu neuem Leben, schmückten sich mit jungem Grün, blüheten und trugen Früchte, während alles Andere um sie her nach und nach abstarb, verging und durch Neues ersetzt wurde! —

Wenn der Wind durch ihre Aeste streift, wenn in der lauen Sommernacht ein sanfter West ihre Blätter bewegt, dann ist's, als erzählten sie einander aus jenen dunklen Zeiten ihrer Kinderjahre, als sprächen sie über das seit ihrem langen Bestehen Erlebte und Gesehene, dann ist's, als priesen sie Gott, als redeten sie zu uns von Seiner Allmacht und Größe. Aber wir verstehen sie nicht ihre Sprache; vernehmen wir auch deutlich ihr Geflüster, ihr heimliches Rauschen, wir können's doch nicht deuten; für uns bleiben sie nur die stummen Zeugen längst vergangener Jahrhunderte.

Doch ist auch ihnen, diesen herrlichen Eichen, von der Vorsehung wol ein längeres Leben beschieden, so werden doch auch sie dermaleinst vergehen, auch sie werden hinsinken in Asche und Staub, — und sie selbst erinnern uns schon daran. Durch die dichten Laubkronen einiger dieser Prachtbäume hindurch strecken sich uns schon mahnend einzelne dürre Aeste und Zweige entgegen; ja die eine der Eichen ist schon über die Hälfte verdorret, der Wind hat ihre abgestorbenen Zweige durchbrochen und zu Boden geschleudert, und nur noch stellenweise schmückt sie saftiges Grün. Und so werden denn auch sie hin=

sinken und untergehen, wie alles andere Große und Schöne; es wird eine Zeit kommen, wo auch sie verschwunden, wo auch sie vergessen sein werden; — denn das ist ja das Loos alles Irdischen! —

Bis zum Jahre 1555 bestand auch zu Ivenack, wie an mehreren Orten unseres lieben Vaterlandes, ein katholisches Nonnenkloster*), da wurde dasselbe aber durch die damals re=

*) Als nach langen Streiten und Kämpfen zwischen dem deutschen Kaiser Karl V. und den katholischen und protestantischen Reichsfürsten Deutschlands, endlich im Jahre 1552 zu Passau jener denkwürdige Vertrag, wodurch den Protestanten die freie Ausübung ihres Cultus gesichert wurde, geschlossen und zum deutschen Reichsgrundgesetze erhoben worden war, da begannen Mecklenburgs Fürsten voller Begeisterung und Eifer sofort mit der Ausführung ihres längst gehegten Wunsches und Planes, den Katholicismus ganz aus ihren Landen zu entfernen und an dessen Statt die lautere Lehre Luthers einzuführen. Und leicht wurde ihnen ihr Werk, denn die größte Mehrzahl ihres ebenfalls schon lange lutherisch gesinnten Volkes jubelte seinen Fürsten entgegen und trat gern und willig zur protestantischen Kirche über. Einzelne aber, besonders die Klosterbewohner, weigerten sich die neue Lehre anzunehmen, doch machte man mit Letzteren keine weiteren Umstände, indem man die Klöster einfach aufhob. Während die Mönchsklöster sofort beseitigt wurden, verfuhr man anfänglich gegen die Nonnenklöster mit mehr Nachsicht; als diese sich aber nach einigen Jahren noch immerfort weigerten, gutwillig das Feld zu räumen, mußte auch gegen sie mit Ernst und Nachdruck verfahren werden. Von den Nonnenklöstern Mecklenburgs ließ man indeß die zu Rostock, Dobbertin, Ribnitz, Malchow und Rühn auch noch ferner fortbestehen, doch wandelte man sie natürlich in protestantische um, und haben sich dieselben, mit Ausnahme des letzteren, wie bekannt, bis auf den heutigen Tag erhalten. — Die Nonnenklöster zu Ivenack, Neukloster, Rehna, Wanzka und Zarrentin wurden 1555, das zu Eldena erst 1556 aufgehoben. —

gierenden Herzoge, Johann Albrecht I. von Mecklenburg-Schwerin und dessen Bruder, Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow*), — unseren ersten Landesfürsten, die sich so ganz mit Leib und Seele zur lutherischen Kirche bekannten, — aufgehoben.

Doch wurde auch das Kloster gelegt, sind jetzt auch nur noch wenig Spuren von demselben vorhanden, ja wissen's selbst Manche in Ivenack garnicht einmal mehr, daß in katholischen Zeiten an ihrem Orte ein großes und reiches Nonnenkloster bestand, so wissen doch wol Alle noch, die aus damaliger Zeit stammende alte Sage von den sieben verwünschten Nonnen zu erzählen.

Nach dieser alten Sage sind diejenigen sieben Eichen im Thiergarten zu Ivenack, welche sich vor allen andern dort befindlichen durch ihr Alter, ihre Stärke und Größe auszeichnen, die verwünschten Nonnen. Als nämlich, so heißt es, in uralten Zeiten einmal sieben ivenacker Nonnen ihr Gelübde gebrochen und eine schreckliche Sünde begangen hatten, wurden sie zur Strafe dafür in diese Eichen verwandelt. Nach tausendjährigem Bestehen soll nun zuerst eine dieser sieben Eichen ausgehen und damit zugleich die darin verwandelt gewesene Nonne erlöset sein; hundert Jahre später soll dann die zweite absterben, und so fort, alle folgenden hundert Jahre immer eine, bis alle sieben Eichen todt und somit sämmtliche Nonnen erlöset sind.

*) Johann Albrecht I. — geb. 22. December 1525, gest. 12. Februar 1576 — und Ulrich III. — geb. 22. April 1527, gest. 14. März 1603 — waren die ältesten Söhne des Herzogs Albrecht VII., der Schöne, von Mecklenburg-Güstrow, welchem sie bei dessen Tode am 7. Januar 1547 in der Regierung folgten. Am 6. Februar 1552, dem Todestage ihres Oheims, Herzogs Heinrich V., der Friedfertige, von Mecklenburg-Schwerin, — dessen regierungsfähiger Sohn schon vor ihm gestorben war, — fiel ihnen auch die Regierung dieses Herzogthums zu.

Wann nun aber die tausend Jahre verstrichen sein werden, weiß zwar Niemand, aber man glaubt, daß die Zeit bald um ist, da die eine der Eichen, wie schon erwähnt, bereits über die Hälfte vertrocknet ist, während eine zweite ebenfalls theilweise abzusterben beginnt, und auch aus den übrigen schon einzelne trockene Zweige hervorragen. Erstere Eiche hält man nun für diejenige, die zuerst ausgeht, worauf dann die zweite wol nach hundert Jahren der vorangegangenen Schwester folgen wird.

Mag dem nun sein, wie da wolle, so viel ist immer als sicher anzunehmen, daß die Eichen schon ein Alter von 800 bis 1000 Jahren erreicht haben. Deshalb verdienen diese wahrhaft ehrwürdigen Bäume auch so viel als möglich geschont, gehegt und gepflegt zu werden, was denn auch stets von ihren Besitzern, den Herren Grafen von Pleß, mit rühmlicher Pietät bis auf den heutigen Tag geschehen ist. Möge das auch noch ferner so bleiben; mögen diese seltenen, herrlichen Eichen noch recht lange fortbestehen, damit durch ihren Anblick noch manches Auge erfreut, noch manches Herz erhoben werde!

Die Entstehung des Lucin-Sees bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacobi in Neubrandenburg.)

Es stürmten von Osten durch die Gauen der Mark,
Lang noch vor dem Tilly, wilde Horden so stark,
Daß Schreck und Entsetzen die Gemüther nahm ein,
Weil gräßlich ihr Morden und ihr Plündern sollt sein.

Da naht das Gesindel auch dem stargard'schen Land,
Als reich und gesegnet schon von jeher bekannt,
Vernichtet, verwüstet wird der Segen der Flur
Und Trümmer und Leichen bald bezeichnen die Spur.

Bis Carwitz gedrungen ist die grausame Schaar,
Schon denen zu Feldberg drohet große Gefahr.
Sie gehen voll Angst auf die umliegenden Höhn
Und können die Mordbrenner heranstürmen sehn.

Sie mögten sich schirmen und sie können es nicht,
Zu eig'ner Vertheid'gung es an Allem gebricht;
Es sinket der Muth ihnen, schon drohet der Tod,
Wo noch findet sich Rettung in der größten Noth?

Da fällt denn der Blick auf ein Muttergottesbild,
Das soll ihnen bringen jetzund Hülfe und Schild;
Und sie flehen und strecken die Hände empor,
„Ach Mutter, du hilf uns!“ so sie beten im Chor.

Und wunderbar rollet es wie Donners Gekrach,
Die Erde erbebet, es wird finster bei Tag,
Weit spaltet sich ringsum das erbebende Land,
Darinnen die Rotte ihren Untergang fand.

Es bildet der Boden ein weit klaffendes Grab,
Mit Fluchen und Heulen sie tief stürzen hinab,
Drin brodelt's und zischt's, an's Ufer brausend es leckt,
Es woget ein See lang durch die Fluren gestreckt.

Er ward den Feldbergern eine sichere Hut,
Er fließet noch heute in tiefbläulicher Fluth.
Es senket hoffend der Fischer sein Netz in ihn
Und segnet noch heute wie eh'mals den Lucin.

Der Schlossberg bei Boitzenburg.

(Von N. N. in B.)

Bist Du, lieber Leser, einst gewandert auf der großen Straße von Berlin nach Hamburg, so wird Dir gewiß noch jenes freundliche Städtchen mit seinem schlanken Kirchthurme, welcher Dir so freundlich winkte über seiner frischen grünen Umkränzung, erinnerlich sein.

Dies Städtchen wird Boitzenburg genannt,
An der Elbe gelbem Strand,
So malerisch dahingegossen
Und von der Boitze Silberquell umflossen;
Auf blumigen Wiesenmatten,
Unter duftender Linden Schatten,
Mit seinen bewaldeten Höhen
So lieblich und schön.

Du hast vielleicht geruht in seinen Mauern und Dich mit einer Tasse Caffee und frischen sogenannten Heerdkringeln, welche in dortiger Gegend weit und breit berühmt sind, erquickt und dann Deinen Stab genommen und gemächlich zum hamburger Thore hinausgewandert. Was Dir zunächst alsdann in's Auge gefallen, das ist jene lange Hügelkette, der Elbberg genannt, welcher sich im Norden der Stadt, längs der Elbe bis in's Lauenburgische dahinzieht. Unter diesen Hügeln ragt besonders einer durch seine ansehnliche Höhe hervor und die Chaussee führt nahe an ihm vorbei. Dies ist der Schloßberg, von welchem die Sage aus uralter Zeit gar Wunderbares uns erzählet.

Jetzt ist der ganze Berg ein üppiger Lustgarten; allein vor einem Jahrhundert noch konnte man deutlich die Gräben einer ehemaligen Burg erkennen, und altes Gemäuer und Schutt fand sich noch genug im Innern des Berges vor.

Vor uralter Zeit, noch ehe das Städtchen gegründet ward*), soll hier ein sehr mächtiger, aber böser Ritter gehauset haben. Kuno wollen wir ihn nennen und Clothilde seine Gemahlin. Dieser Ritter war sehr reich; von den Zinnen seiner Burg beherrschte er weithin die ganze Gegend, und groß war die Zahl seiner Mannen und des Trosses. Aus der Mitte der Burg ragte hoch oben ein Wartthurm hervor, von wo er die ganze Gegend überschaute und den Lauf der Elbe mehrere Meilen weit verfolgen konnte. Wenn dann aus weiter Ferne das Segel eines Schiffes, wie ein weißer Punkt, hervorschimmerte, so sammelte unser Ritter seine Mannen, versperrte dem nichts Böses ahnenden Schiffer mit seinen bewaffneten Böten den Weg und ließ den Geängstigten nicht eher passiren, bis er ihm seinen Tribut entrichtet hatte.

Wo jetzt das friedliche Städtchen liegt, da waren nur einige elende Fischerhütten, und auch die armen Fischer mußten ihren Tribut entrichten, an Lachs, Wels, Stöhr, Neunaugen

---

*) Boitzenburg wurde wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1270 vom Grafen Gunzelin III. von Schwerin gegründet. Am 31. März 1359 verkaufte der letzte Graf von Schwerin, Niklas V., sein ganzes Recht auf diese Grafschaft an Albrecht II., letzten Fürsten und ersten Herzog von Mecklenburg, und ging nach Westphalen auf seine Grafschaft Tecklenburg, nach welcher sich seine Nachkommen fortan Grafen von Tecklenburg nannten. Die ganze Grafschaft Schwerin, also auch die darin gelegene Stadt Boitzenburg, kam somit wieder in den Besitz des Hauses Mecklenburg und ist dies denn von dieser Zeit an auch geblieben. 17[illegible]4 wurde Stadt und Amt Boitzenburg zwar an das damalige Churfürstenthum Hannover verpfändet, jedoch 1768 schon wieder eingelöset. Der Herausg.

und andern Fischen, und wehe ihnen, wenn sie säumig gewesen wären; der böse Ritter hätte mit Feuer und Schwert ihre Stätten verwüstet.

Damals war noch alles Land nördlich von der Stadt, was jetzt blühende Saatfelder sind, ein undurchdringlicher Wald, und viele Meilen in der Runde jagte der Ritter mit seinen Mannen, den Falken auf der Faust, den Jagdspeer an der Seite, und ließ sein Hallali weithin durch Forst und Wald erschallen. Der schönste Eichen- und Buchenwald bedeckte auch die ganze Gegend, und es gab keinen schönern Wildstand ringsumher, sowol an Edelhirschen, wilden Schweinen, Füchsen und Bären, als auch an Schnepfen, Fasanen und andern wilden Geflügel. Unser Ritter liebte die Jagd leidenschaftlich, und war oft den ganzen Tag abwesend und zog weithin bis in die entferntesten Wildhütten, wo er dann, wenn ihn die Nacht überraschte, auf einem Lager von Moos der kurzen Ruhe genoß. So ging's denn fort, bis das Werk vollbracht und das edle Wild erlegt war und der Ritter und sein Troß im Triumph wieder heimwärts zog auf seine Burg. Dann ward bei Spiel, Gesang und Tanz ein frohes Jagdgelage gehalten, die Humpen gefüllt und mancher frohe Scherz getrieben.

Doch nicht immer war unser Ritter zu Spiel und Scherz aufgelegt; bisweilen eilte er auch finster und verschlossen heim, und dann sprühten seine Augen unheimliche Blitze und Alles wich alsdann scheu zurück. Selbst seine Gattin vermogte bisweilen nicht durch ihren Liebreiz ihn zu besänftigen, sondern hatte oft böse Tage mit ihm zu bestehen. Ein unheilbarer Kummer nagte tief an seinem Herzen, er war kinderlos.

Einst, vor vielen Jahren, hatte ihm seine Gattin einen Knaben geboren; allein das zarte Kind hatte nach wenigen Tagen die kleinen Aeuglein wieder geschlossen, um nimmer wieder zu er-

wachen. Der Gedanke, daß sein Geschlecht mit ihm erlöschen und seine Burg und seine großen Reichthümer in fremde Hände gerathen mögten, verbitterte ihm das Leben. Wie sanft und liebreich auch seine Gattin ihn alsdann zu trösten suchte und Hoffnung einzuflößen wagte, so stieß er sie dennoch mit Unmuth von sich und drohete, sich ganz von ihr zu scheiden. Das arme Weib fühlte sich oft namenlos elend und verbrachte manche schlaflose Nacht unter heißen Thränen.

Einst kam aus weiter Ferne ein Mönch zu ihr, dem klagte sie ihr bitteres Leid und bat um seinen Rath und Beistand. Der fromme Vater hörte sie mit sichtbarer Theilnahme an, tröstete sie und gab ihr den Rath, mit ihrem Gemahl nach Rom zur heiligen Jungfrau zu pilgern und dort an den Stufen des St. Peter-Domes um Erhörung zu bitten.

Sichtbar getröstet und beruhiget durch des frommen Vaters wohlmeinende Worte, begiebt sich das edle Weib zu einer Zeit, wo der Ritter in heiterer Stimmung und seine Stirn geglättet war, zu ihm in's Gemach und erzählte ihm von einem wunderbaren Traume, den sie gehabt. Ein frommer Mönch, ein Heiliger, sei ihr im Schlafe erschienen, habe sie getröstet und gesagt: sie solle pilgern nach Rom und dort zur heiligen Jungfrau beten, so werde sie Erhörung finden.

Und der Ritter wird tief gerührt von ihrem Flehen und zuerst nach Jahren drückt er sie wieder mit heißer Inbrunst an sein Herz, gelobt mit ihr nach Rom zu wandern, und falls sie dort Erhörung fände und ihm ein Sohn geboren würde, so wolle er eine goldene Wiege verfertigen lassen und das Knäblein sollte alsdann in Windeln von Purpur liegen, wie ein geborener Prinz.

Sie pilgern Beide, von ein Paar getreuen Knappen begleitet, nach Rom und ihr Gebet wird erhöret; denn die heilige Jungfrau hat ihnen Gewährung zugewinkt.

Nach Jahresfrist, als sie heimgekehrt, ward ihnen die froh-gehegte Hoffnung zur Gewißheit, und ein blond gelockter Knabe krönte ihr Glück. Der Ritter hielt sein Gelübde, eine goldene Wiege nahm den Säugling auf und in purpurnen Windeln ward er gekleidet. Die Gattin genaß bald wieder; das Glück machte sie blühender und heiterer wie je, und auch der Knabe gedieh sichtlich unter ihrer zärtlichen Pflege. Allein der Ritter verfiel, nach kurzer Zeit des Glückes, wieder in seinen alten Unmuth und Jähzorn, und nur der Anblick seines blühenden Söhnleins konnte auf kurze Zeit seinen Mißmuth verscheuchen.

Das Einzige, was ihm noch Vergnügen machte, war die Jagd, und dieser lag er denn auch mit wahrer Leidenschaft ob. Oft konnte er Tage lang nach einem Bären oder einem Edelhirsche umherstreifen, und wenn er dennoch ohne die ersehnte Beute heimkehrte, oder wenn er gefunden, daß ihm ein Anderer im Gehege gewesen war, so konnte er kaum seine Wuth bemeistern.

So ereignete es sich denn, daß er einst viele Meilen weit einen Hirsch verfolgte, und wie er endlich seiner Beute gewiß zu sein glaubte, ein Fremder vor seinen Augen das Thier erlegte. Außer sich vor Zorn, stürzte unser Ritter in blinder Wuth auf den Unbekannten, und ehe derselbe es sich versah, lag er, von Kuno's Jagdspeer durchbohrt, blutend zu Boden.

Die Reue folgte der That; allein jetzt war es zu spät. — Wie Kuno besorgt sich näherte, da lag der Fremde bereits brechenden Auges in den Armen seines Knappen. Ritter Kuno hatte einen großen Frevel begangen; denn er hatte den Sohn seines größten Nebenbuhlers, des Ritters Haus, ermordet, und wehe rief der Knappe über ihn und sein Haus, wie er thränenden Auges mit der theuren Last seines geliebten Herrn dahinrittt.

Wie der alte Haus die blutige Leiche seines theuren

Sohnes erblickt und aus dem Munde des Knappen erfährt, von wem der Frevel verübt ist, da zerrauft er sich sein Haar und Gewand und schwört blutige Rache. Er eilt zu allen Rittern in der Runde und klagt sein großes Leid, und Alle schwören, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und Rache zu nehmen an dem frechen Ritter Kuno. Doch um ihn gründlich zu verderben, führen sie Klage über ihn beim deutschen Kaiser, weil er ein Wegelagerer sei und Land- und Wasserstraßen unsicher mache und wehrlose Reisende beraube.

Und der Kaiser verhängte die Reichsacht über ihn und von nah und fern zogen die Ritter an die Elbe, um dieses Raubnest, wie sie Ritter Kuno's Burg nannten, vom Grund aus zu zerstören.

Ritter Kuno sammelt in der Eile alle seine Knappen und lehnspflichtigen Mannen um sich und trifft seine Vertheidigungsanstalten bis auf's Aeußerste. Allein die übergroße Zahl seiner Gegner, theils von dem Gefühl der Rache beseelt, theils angelockt durch die zu machende große Beute, — denn der Ritter Kuno hatte große Reichthümer zusammengeraubt, — besiegte endlich nach langer Belagerung seinen Widerstand.

Wie der Ritter sich gänzlich verloren sah, raffte er alle seine Schätze zusammen und versenkte sie, nebst der goldenen Wiege, tief unten in den Grund des Schloßbrunnens, damit Keiner sich an seinen Schätzen bereichern könne, entschlossen mit seiner Burg zu stehen oder zu fallen.

Seine Gemahlin mit dem blondgelockten Knaben entfloh durch einen unterirdischen Gang in ferne Länder, zu einer einsamen Köhlerfamilie mitten im Walde. Ihr Geschlecht soll bis zum heutigen Tage noch fortleben.

Ritter Kuno hielt sein Wort; wie die Belagerer endlich, nach langem Kampfe, den Sturm auf die Burg wagten, da zündete er sein Schloß an und begrub sich unter den Trümmern.

Die Stürmenden fanden sich bitter getäuscht; denn statt der gehofften großen Beute, fanden sie nichts, als rauchende Trümmer, und den Ritter Kuno sah man nie wieder.

Die goldene Wiege und die großen Schätze des Ritters waren versunken tief unten im Schooße der Erde, und Keiner hat jemals die Spur davon wieder entdecken können.

Und die Trümmerstätte war seit Jahrhunderten bewachsen mit Dornen und wildem Gesträuch, und wenn auch um Mitternacht an diesem Schauerorte der Uhu schauerlich krächzet und das Glühwürmchen unter den dunklen Gesträuchen leuchtet, so hat doch Keiner den Zauberspruch erfunden, um den großen Schätz zu heben. Und vergraben bleibt Alles in ewiger Nacht und Dunkel was einst Glanz, Pracht und Reichthum gewährte.

Die Entstehung des Namens von Ankershagen bei Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

An der Landstraße von Waren nach Penzlin, da wo sich der Weg theilt, und der eine Arm grade nach Osten auf Penzlin zugeht, der andere sich aber wendet und südlich nach Neustrelitz hinabführt, liegt mitten in einer hügeligen Gegend das Rittergut Ankershagen. Ueber die Entstehung seines Namens geht folgende Sage um:

Vor alten, alten Zeiten lebte einmal ein armer Schiffer, der sich mit Weib und Kind nur kümmerlich von dem geringen Ertrage seines Gewerbes nährte. Als sich aber das Häuflein der kleinen Brodesser von Jahr zu Jahr immer noch mehrte und der Verdienst im Gegentheil immer geringer wurde, da

gerieth der arme Mann in Verzweiflung und machte einen Pakt mit dem Bösen. Jetzt hatte er vollauf zu leben, aber seine Seele war dem Teufel verschrieben.

Eines Tages nun, als er mit seinem Schifflein auf's Meer hinausfuhr, kam der Böse im Sturm dahergesaust, faßte ihn mit seinem Fahrzeuge, hob ihn in die Wolken und jagte damit hin, über Wälder und Felder.

Dem armen Schiffer war der Vertrag schon lange leid gewesen und mit Zittern und Zagen sah er der Stunde entgegen, wo derselbe ablaufen und er dem Teufel verfallen würde. Jetzt ist der gefürchtete Augenblick da. In seiner Herzensangst betet er zu Gott und wirft seinen Anker aus. Und siehe, er gewinnt einen Halt. In dem Lattenwerke eines Kirchendaches, oder wie Andere sagen, in den Aesten eines mächtigen Baumes hakt sich der Anker fest. Und der Böse, er mag so viel toben und wüthen, als er will, er hat keine Macht mehr an dem Schiffer, den die Wolken sanft auf die Erde niederlassen.

Das Dorf aber, wo dies geschehen ist, wurde zum Andenken an diese Begebenheit fortan Ankershagen genannt. — Nach Andern gründete der Schiffer hier erst einen Ort und nannte ihn Ankershagen. —

Den Anker hing der Schiffer zur dankbaren Erinnerung in der Kirche auf; und als derselbe später abhanden gekommen war, ließ man einen neuen anfertigen und befestigte ihn an der Kirchenthür. Dieser ist noch heute dort zu sehen mit einer Inschrift, welche den Anker als christliches Sinnbild deutet.

Das schöne Bleichermädchen von Rostock.

Vor vielen Jahren lebte in Rostock ein armes Bleichermädchen, die wegen ihrer großen Schönheit nicht nur in ihrer Vaterstadt, sondern auch auswärts weit und breit berühmt war. Und nicht allein bildschön war das Mädchen, sie war auch fromm, sittsam und bescheiden. Viele junge Männer naheten sich ihr, theils in guten, theils — wie das leider ja immer so ist — aber auch in bösen Absichten; während es einige derselben herzlich gut und aufrichtig mit dem jungen Mädchen meinten, die besten und redlichsten Absichten für sie hegten und sie so gerne zu ihrer ehrsamen Hausfrau machen wollten, hatten Andere nur sündliche und unlautere Absichten auf sie, und ihre Schwüre und Betheurungen von Liebe und Treue waren nur verstellte Bosheit, eitel Lug und Trug. Und wie es nun einem unschuldigen und unerfahrenen jungen Mädchen leider so oft ergeht, daß sie sich durch Aeußerlichkeiten, Glanz und Reichthum blenden läßt und die schönen Reden und Versicherungen unredlicher Menschen für baare Münze nimmt, so ging's auch dem schönen Bleichermädchen, indem sie ihr unverdorbenes, reines Herz einem Unwürdigen, einem reichen Wüstling schenkte, den sie in ihrer Unschuld für ebenso gut und brav hielt, als sie es selbst war.

Bald aber schon sollte das arme, bethörte Mädchen aus ihrem kurzen, schönen Traume erwachen. Als nämlich der Mann ihrer Wahl und Liebe, ein steinreicher Kaufmannssohn, seine niedrigen Absichten erreicht, als die Unschuld zu Tode vergiftet war, da wurde sie ihm gleichgültiger; er vernachläßigte sie, und er, der sie sonst alle Tage zwei-, dreimal und öfter besucht, mit dem sie so oft und viel heimlich zusammengekommen,

dem sie sich so vertrauensvoll und voller Zuversicht in die Arme geworfen, kam immer seltener und seltener. Da gingen der Armen die Augen auf, sie sah, daß sie hintergangen, schändlich betrogen war. —

Inzwischen hatte sich der junge Kaufmannssohn mit einem vornehmen und reichen Mädchen verlobt, und oft dachte er mit Zittern und Zagen daran, wie er es anfangen sollte, um von dem schönen Bleichermädchen, die bereits schwanger von ihm war, wieder abzukommen, ohne daß seine Braut und die Welt etwas von seinem Verhältnisse mit ihr erführen. Als er nun eines Abends nach langer Zeit wieder bei dem armen Mädchen war, als sie beide auf der Bleiche am Wasser auf und nieder gingen, und sie ihm bittere Vorwürfe wegen seines Betragens machte; als sie unter Thränen mit Bitten und Drohungen in ihn drang, endlich Das zu erfüllen, was er ihr so oft heilig zugeschworen: sich öffentlich mit ihr zu verloben, sie zu seinem Weibe zu machen und sie so wieder zu Ehren zu bringen, da gab ihm der Böse plötzlich den abscheulichen Gedanken ein: das Mädchen in das Wasser zu stoßen und sich so durch ihren Tod auf immer von ihr zu befreien. Und er that, wie ihm der Teufel zugeflüstert; schnell faßte er die Arglose, trug sie an das nahe tiefe Wasser und schleuderte sie weit hinein. Als sie untergesunken, als ihre schöne Seele entflohen, da eilte der Mörder scheu von dannen.

Bald fand man die Leiche des ehemals so schönen, so unschuldigen und braven Bleichermädchens. Allgemein glaubte man, daß sie sich selbst ertränkt, um ihre Schande nicht zu überleben; daß aber der reiche Kaufmannssohn nicht nur der Mörder ihrer Ehre, sondern auch der ihres Lebens war, daran dachte Niemand. Doch wußte dies nun auch wol kein Mensch,

so war es doch Gott bekannt. Und Er sorgte auch dafür, daß Alles an den Tag kam; daß die Unschuld gerettet, daß die im Geheimen verübte schwarze That entdeckt und dem schändlichen Verführer und Mörder schon hier seine verdiente Strafe wurde.

Denn als am Dienstagabend das Bleichermädchen im Dunkeln, ohne Sang und Klang, wie es dem Selbstmörder zukommt, durch die Straßen der Stadt nach dem Friedhofe gebracht wurde, um dort an der Mauer verscharrt zu werden, da erhellte sich plötzlich die schöne große St. Marienkirche, alle Lichter brannten in derselben mit einem Male, als werde ein Bürgermeister oder sonst ein Vornehmer der Stadt begraben; die Orgel spielte von selbst einen Choral, so herrlich und rührend, wie ihn der Organist noch niemals vorgetragen, und alle Glocken läuteten so laut, so ernst und feierlich, wie noch nie zuvor.

Und alle Leute stürzten auf die Straßen und schlossen sich entblößten Haupts dem Leichenzuge an; und Alles rief: „Das ist Gott, der also für die Unschuld spricht!" Und der Mörder, von den fürchterlichsten Gewissensbissen gefoltert, bekannte Alles der schaudernden Menge und lieferte sich selbst dem Gerichte aus.

Und wieder läutete nach einigen Tagen eine Glocke; es war die Armsünderglocke, die einem Mörder auf dem letzten Gange nachtönte. Der zerknirschte Kaufmannssohn wurde hinausgeführt vor die Thore der Stadt, auf den Richtplatz. Reuig kniete er hier nieder. „Vergieb mir, großer Vater im Himmel, und sei meiner armen Seele gnädig!" rief er laut die Hände erhebend „und auch Du, verzeihe mir, geknickte Unschuld, Du Engel des Lichts!" setzte er leise hinzu. Dann legte er gefaßt sein müdes Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

Seit dieser Zeit werden alle Dienstag Abend die Glocken der St. Marienkirche in Rostock geläutet, was auch noch jetzt geschieht. Als man dies Läuten vor Jahren einmal hat abschaffen wollen, da sollen sich die Glocken zur bestimmten Zeit und Stunde wieder von selbst in Bewegung gesetzt haben, worauf man denn gleich wieder den alten Brauch aufgenommen und fortgesetzt hat. Sind Fremde in Rostock und hören sie am Dienstag Abend das feierliche Geläute, dann bekommen sie auf ihre Frage, was dies zu bedeuten? gewöhnlich die einfache Antwort: „Das Bleichermädchen wird begraben!“

Der versteinerte Brautwagen auf dem barkowschen Felde bei Neustadt.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Es war zu den Zeiten, als man noch wünschen konnte, und als im Lande noch die Mönken*) wohnten, so erzählte mir ein Einwohner des Dorfes Barkow bei Neustadt, da begab es sich, daß ein junger Mann von dem benachbarten Hofe Granzin sich ein Weib suchte unter den Töchtern seiner Heimath, aber keins fand, wie er es haben wollte. Die Eine war ihm zu häßlich, die Andere war ihm zu arm; die Eine war ihm zu gering, die Andere war ihm zu stolz, und noch eine Andere war ihm zu kränklich oder klein und was er noch alles zu tadeln fand. Darum zog er aus gegen Norden, jenseit der Elde, um

*) Mönken sind kleine, zwergartige Erdgeister, ziemlich gleichbedeutend mit Gnomen. Der Herausgeber.



dort zu suchen, was er in seiner Heimath nicht gefunden hatte.

Bald fand er auch ein Mädchen nach den Wünschen seines Herzens; dasselbe war jung, hübsch, vornehm, reich und auch beschlagen in allerlei Frauenarbeit. Das Jawort vom Mädchen war ihm freilich nicht leicht geworden zu erhalten, aber desto leichter hatte er die Eltern desselben auf seine Seite bekommen und da mußte das Mädchen schon „Ja" sagen, weil leicht ein ausgestoßener Fluch des Vaters der armen Marie, so hieß das Mädchen, auf immer alle Freuden des Lebens genommen hätte; denn ein Wunsch ging dazumalen noch immer gleich in Erfüllung. So mußte sich Marie, wiewol unter vielem Weinen, in das über ihr Verhängte fügen und nach dem Willen ihrer Eltern mit dem Manne ziehen, den sie jetzt zum ersten Male sah; sie mußte mit ihm ziehen, in eine Gegend, die weit von der über alles geliebten Heimath lag.

Rasch rollte der Wagen, in welchem der Bräutigam mit seiner Braut saß, von vier Pferden gezogen über Berg und Haide, durch Busch und Bach dem neuen Wohnorte der still in sich gekehrten Marie zu. Der Wagen der Eltern und anderer Verwandte folgte dem Brautwagen. So lange man noch nicht über die Elbe war, hatte die Braut noch Hoffnung, erlöset zu werden von den Banden, die man mit Gewalt auf sie gelegt hatte; wie und auf welche Weise konnte sie freilich selbst nicht sagen. Daher war sie auch getrosten Muthes, und keine Thräne vergoß sie, als sie aus dem Vaterhause schied und von den Freundinnen und Gespielinnen ihrer Jugend und dem Vaterdorfe Abschied nahm.

Die Elbe kam, aber keine Hoffnung auf Errettung hatte sich in Marien's Herz geschlichen; die Elbe wurde überschritten und mit ihr die bei Allen als die Grenze der Heimath geltende

Stelle. Da bemächtigte sich der Braut ein unüberwindliches Heimweh, sie bat die Eltern, sie flehte zu dem Bräutigam, sie nicht weiter zu führen, sie wollte wieder umkehren oder hier sterben. Kein Versprechen süßer Tage von Seiten des jungen Mannes, kein Bitten von Seiten der Freunde und Verwandten und kein Drohen von Seiten der Eltern vermochten nunmehr das Schreien und den Thränenstrom der Braut zu stillen; unaufhörlich ging sie Alle an, ihren Bitten Gehör zu geben, da sie nicht an der Seite eines Mannes, den sie verachte, und in einem Lande, das nicht ihre Heimath sei, glücklich leben könne. Doch rastlos gingen die Wagen auf der ungebahnten Straße vorwärts, Keiner hörte auf ihr Flehen, Niemand wollte sich ihrer erbarmen, weil Alle hofften, es würde sich schon ändern, wenn sie es in der neuen Heimath erst gewohnt geworden sei. Endlich ergab sich Marie in ihr Schicksal und saß still und stumm an der Seite des breitschulterigen Mannes, der bald ihr Mann werden sollte. Also ging es fort, bis der Zug bei dem jetzigen Barkow, welches damals noch nicht vorhanden war, auf den letzten Hügel kam, von welchem sie auf das zu seinen Füßen liegende Granzin herabblicken konnten.

Bei dem Anblick von Granzin, das mehr einer Raubwohnung in dem großen Gehölze, denn einem Hofe ähnlich sah, ergriff die Braut derselbe namenlose Schmerz, den sie bei dem Uebertritt der Elde empfunden hatte, und mit der ganzen Kraft ihres Geistes flehete sie mit zum Himmel gerichteten Augen, sie bis hierher und nicht weiter zu führen. Als Keiner ihr Flehen erhören wollte, sprach sie die schrecklichen Worte: „Und will mich Keiner erhören von den Menschen, so erhöre Du mich, oh Himmel, und mache mich gleich den Steinen, die hier umher zerstreut liegen!“ Und als sie die Worte nur über ihre

Lippen gebracht hatte, so saß sie auch, eine Steinsäule, neben dem Bräutigam auf dem Wagen.

Jetzt sah der Vater, was er gemacht hatte, indem er sich dem absoluten Widerwillen seiner Tochter entgegen gesetzt hatte; ihn verfluchend sprach er zu dem Schwiegersohne: „„Nun fahre mit ihr, und vermähle Dich mit dem Stein, der meine Tochter ist! Oh wolle ein Gleiches auch über Dich kommen!““ Und wie er die Worte gesprochen hatte, so war auch der Bräutigam sammt dem Wagen und den vier Pferden zu Stein geworden und standen wie festgewurzelt auf der verwünschten Stelle.

Stumm und selbst wie versteinert sah der Vater dem schrecklichen Trauerspiele zu, welches sein Werk war. Kein Wort kam aus seinem Munde, kein Glied rührte sich an seinem Leibe, aber fürchterlich bewegte sich das Blut in den Adern. Endlich rief er: „„Also muß ich die Hochzeit meines einzigen Kindes feiern!““ und ließ die Pferde wieder der Heimath zulenken. Auf dem Rückwege blieb er stille und in sich gekehrt, nur ein Strom von Thränen entquoll seinen Augen; und als sie zu Hause wieder ankamen, war er eine Leiche.

Der versteinerte Wagen zerbrach nach und nach, und die Stücken wurden davon getragen. Nur die Hauptmassen, als die vier Pferde und die Theile des Wagens, wo die Räder saßen, so wie der Brautmann mit der Braut blieben liegen, bis vor 2 Jahren der Cossat, dem bei Vererbpachtung der Brautwagen mitzufiel, sie begrub, da sie ihm bei der Ackerbestellung im Wege lagen.

Der leichtsinnige Schäfer und die geweihete Hostie von Doberan.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Während der Kämpfe, die der große Hohenstaufe Friedrich I. mit den lombardischen Städten zu bestehen hatte, war Mecklenburg von Heinrich dem Löwen, Herzoge von Sachsen und Baiern, erobert worden, und es mußten die alten Wenden ihrem heidnischen Wesen entsagen und wurden durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen. So entwand sich unser Vaterland dem finstern Heidenthume, und das helle Licht göttlichen Wortes entfaltete seinen Segen.

Durch jene Kriege des Herzogs und durch wiederholte Aufstände der Wenden und Einfälle der Dänen waren aber die mecklenburgischen Lande entsetzlich verwüstet und verödet, und große Schaaren gieriger Wölfe beraubten die Bewohner ihres Lebens und brachen würgend in die Heerden ein.

Ein Hirte in der Gegend Doberan's war täglich den Angriffen dieser Würger ausgesetzt. So unermüdet und muthig er auch seine Schaafe beschützte und bewachte, so wurde doch ein Schaaf nach dem andern von den Wölfen hinweggetragen, und der Hirte versank in Armuth und bittere Noth.

An einem Abend, als wiederum das Häuflein um manches Stück vermindert ist und der Hirte mit sorgender Seele den Rest seines Wohlstandes daheim treibt, tritt ihm auf seinem Wege eine in Dämmerlicht gehüllte Männergestalt entgegen, die ihn also anredet: „Was klagest Du um Deine Heerde? Warum setzest Du so oft Dein Leben daran, sie zu beschützen? Ich will Dir ein Mittel nennen, das Dich aller Sorge überhebt, Deiner Heerde Schutz und Dir Wohlstand bringt: verschaffe Dir eine geweihete Hostie, schließe sie in

Deinen Hirtenstab ein und folge damit Deinen Schaafen, so werden sie sicher weiden und sich mehren!"

So redet der Unbekannte, der alsbald, in Finsterniß gekleidet, verschwunden ist.

Sinnend geht der Hirte heim. Ihm ist's so gar unheimlich in der Nähe des unbekannten Gefährten gewesen, und nimmer will er seinem Rathe folgen.

Doch am anderen Tage würgt der Wolf wieder ein Schaaf und noch eines, und der Hirt kann's ihm mit aller aufopfernden Wachsamkeit nicht wehren. Der Rath des Fremden tritt ihm immer wieder vor die Seele; schon schreckt er ihn nicht mehr zurück; er denkt dem weiter nach. Aber woher die Hostie nehmen?

Da tönet durch die Abendstille der Ton der nahen Klosterglocke, die die Brüder zur Vesper ruft. Und schnell ist's beschlossen: er geht morgen in's Kloster, läßt sich dort das heilige Abendmahl reichen und trägt das Brod des Herrn nach Hause, ohne es zu essen.

Am morgenden Tage wird der Entschluß ausgeführt. Der Hirte schließt die geweihete, heilige Hostie in seinen Krummstab ein und trägt ihn seiner Heerde nach. Von nun an können die Schaafe sicher weiden; kein Wolf nahet sich ihnen. Die wenigen Schaafe, die noch verschont geblieben waren, mehren sich von Jahr zu Jahr, und bald sind sie zu einer großen Heerde erwachsen. Der arme Hirte ist reich geworden.

Aber wie oft berückt der Reichthum des Menschen Herz und macht ihn übermüthig! Der reiche Mann wirft seinen Stab weg und erzählt seinem Weibe in ungebundener Lust, was er einschließe und wozu er genützet. In heiliger Scheu hebt sie ihn auf und legt ihn in einen Schrein. Sogleich ist das Gemach von himmlischem Licht umflossen, das der Stab ausströmt.

Die Nachbaren erfahren, was sich in dem Hause des einst so armen Hirten zugetragen, und bald bringt die Kunde davon auch zu den Ohren des frommen Abtes des doberaner Klosters. Der erschrickt ob des begangenen Frevels. Er ruft die Klosterbrüder zu feierlichem Convent zusammen, zu berathen, was in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu thun sei. Man beschließt, die Hostie in Procession in's Kloster zu bringen und an einem heiligen Orte aufzubewahren.

Sie treten in das Haus, dessen Gemach von himmlischem Lichte erfüllet ist, und die Frau reicht ihnen den Stab mit dem Brode des Lebens. Er wird geöffnet, und Tropfen des heiligen Blutes fließen aus der Hostie. Der Abt trägt sie voran, gefolgt von dem ganzen Brüderchor, der heilige Gesänge anstimmt. Sie wird von nun an aufbewahret unter dem Namen des heiligen Blutes, und viel gläubige Christen pilgern dorthin in stiller Andacht und ehren die Kirche und ihre Diener durch reiche Gaben.

Der Hirte aber hat in Reue sein sündliches Beginnen gebüßt und Vergebung erflehet.

Der Raubritter Henning von Ankershagen, bei Penzlin.

An derselben Stelle, wo jetzt der gutsherrschaftliche Hof von Ankershagen liegt, da erhoben sich in alten Zeiten die Zinnen und Mauern einer stark befestigten Ritterburg. Wo jetzt das geschäftige Treiben einer friedlichen Arbeiterschaar herrscht, wo der schlichte Hoftagelöhner frei und zufrieden bei den landwirthschaftlichen Arbeiten seinen frohen, frommen Sang ertönen läßt, da tobte sonst wildes Waffengeklirr und Schwerter-

klang, da stiegen die Klageseufzer armer Gefangenen zu Gottes Himmel empor, und schreckliche Flüche und rohe Siegeslieder der gottlosen Burgbewohner erschütterten die Lüfte.

Ritter Henning von Ankershagen, auch wol schlechtweg Henning Brad'nkierl — Bratenkerl — genannt, hausete hier in jenen unheilvollen Zeiten, als in Deutschland noch das leidige Faustrecht*) galt, und beunruhigte weit und breit umher die Gegend. Er war nämlich ein gar arger und mächtiger Raubritter und Wegelagerer, und Alles haßte und fürchtete ihn und seinen Zorn. Sengend und raubend durchzog er mit seinen wilden, verwegenen Mannen, die ebenso verworfen, schlecht und gottlos waren, als er selbst, das Land, und wehe Dem, der sich zur Wehr setzte, er wurde sofort auf das Grausamste zu Tode gemartert, oder daheim in's dunkle Burgverließ geworfen, um dort langsam und elendiglich dahin zu sterben.

Oft schon waren große Kriegsschaaren herangezogen mit Mauerbrechern und Sturmleitern, um das Raubnest Ankershagen sammt seinen schändlichen Bewohnern zu vernichten, aber immer mußten sie wieder unverrichteter Sache und mit großen Verlusten abziehen; denn die Burg war außerordentlich fest, stark und sicher gebaut und mit hohen Wällen und breiten Gräben rings umgeben, so daß es fast unmöglich war, sie zu bezwingen, geschweige denn, sie einzunehmen. Dabei war

*) Faustrecht auch Kolbenrecht nennt man den viele Jahrhunderte hindurch in Deutschland andauernden, zügellosen Zustand, wo jeder Edelmann oder Ritter, ohne sich um irgend ein Gesetz zu kümmern, eigenmächtig Befehdungen, Ueberfälle u. dergl. unternahm, und sich auf eigne Faust Recht verschaffte, sich oft auch noch dabei Räubereien und Wegelagerungen zu Schulden kommen ließ. Erst durch den vom deutschen Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 erklärten „allgemeinen Landfrieden“ konnte jenem Unwesen gänzlich Einhalt gethan werden.

Henning mit seinen zahlreichen, bis an die Zähne bewaffneten Leuten immer gar wachsam und auf der Hut und allenthalben, wo die geringste Gefahr drohete, stets bei der Hand, so daß auch an kein Ueberrumpeln der Veste zu denken war. Lebendig hätte auch weder er, noch einer seiner Kriegsknechte sich fangen lassen oder ergeben, denn wol wußten sie Alle, welche Strafe dann ihrer wartete.

Von der Burg führten auch unterirdische Gänge nach allen Richtungen hin; man sagt, der eine derselben sei an anderthalb Meilen lang, noch jetzt gehe er unter den specker See hindurch und münde dann auf einer verborgenen Stelle in dem Holze zwischen diesem See und der Müritz. Auch nach dem eine Stunde von dort entfernten Bauerndorfe Kratzeburg soll noch ein solcher unterirdischer Gang führen. Durch diese verschiedenen Gänge, die nur dem Henning und seinen sauberen Gesellen bekannt waren, erschienen sie oft plötzlich einzeln, beraubten und ermordeten den einsam Wandernden und verschwanden dann ebenso schnell wieder, als sie gekommen. — Noch bis vor wenigen Jahren lag zur Seite des jetzigen Herrenhauses zu Ankershagen ein großer Stein, der den Haupteingang zu diesen unterirdischen Gängen bedeckte. Man entfernte denselben und versuchte das Innere zu erforschen, aber bald mußte man wieder umkehren, weil die Luft dort zu dumpf und unerträglich war, und auch die Lichter und Fackeln immer gleich verlöschten; darnach ist denn die Oeffnung später ganz vermauert worden. —

Ohngefähr eine Viertelstunde von seiner Burg aber hatte Henning noch auf einem Hügel ein befestigtes Vorwerk mit einem hohen Wartthurme, von wo aus er die ganze Umgegend übersehen konnte. Auch hierher führte ein unterirdischer Gang, und Tag und Nacht lagen Wächter da droben und schauten

ringsumher nach Beute aus. Hatten sie etwas erblickt, so meldeten sie es gleich ihrem Herrn, der dann alsbald auszog, die Erspähten meuchlings überfiel, sie ausraubte und gewöhnlich auch gleich mordete.

Eines Tages meldeten dem Henning seine Spione, die überall im Lande verkleidet umherschlichen, daß ein Prinz nebst Gefolge, mit herrlichen Schätzen und Reichthümern beladen, im Anzuge sei, im Laufe des nächsten Tages die dortige Gegend passiren und nicht weit von der Burg vorüber kommen werde. Natürlich wurde sofort beschlossen, auch diesen zu überfallen und zu berauben. Um aber auch zugleich jeden Verdacht und jegliche Anklage, kurz alle noch sonst etwa daraus entspringen könnenden bösen Folgen von sich ferne zu halten, beschloß man noch, den Prinzen und sein ganzes Gefolge bis auf den letzten Mann ohne Gnade niederzumachen und dann sogleich zu verscharren, damit nachher Niemand erfahren könne, wo derselbe geblieben sei.

Alle nöthigen Vorkehrungen hierzu wurden zwar schnell, aber mit größter Umsicht getroffen, und bald war denn auch Alles schon bereit, um am nächsten Morgen früh aufbrechen zu können. Henning wollte dann mit einer starken Schaar seiner besten und verwegensten Reiter die Burg verlassen, sich im nahen Walde in Hinterhalt legen, hier die Ankunft des Prinzen erwarten und ihn dann plötzlich rücklings überfallen.

Als nun eben am Abende Henning noch einmal seine Anführer um sich versammelt hatte, um mit ihnen nochmals recht gründlich wegen des morgen beabsichtigten Ueberfalles zu berathen, da traf es sich gerade, daß zufällig ein Schweinehirte aus den nahen Mastholzungen auf die Burg gekommen war, um seinem Herrn und Gebieter eine wichtige Anzeige im Betreff seiner Heerden zu machen. Ein junger, noch unerfahrener

Knappe hatte den Hirten nach der Rüstkammer gewiesen, wo er den Ritter finden werde. Schon stand dieser vor der bezeichneten Thüre, schon hatte er den Drücker derselben in der Hand, um eben einzutreten, als er plötzlich unschlüssig stille stand. Er hörte, wie da drinnen in dem Gemache so laut und eifrig gesprochen wurde, er konnte die Reden Henning's und seiner ersten Krieger deutlich vernehmen, und so blieb er denn neugierig horchend auf der Schwelle stehen. Bald aber verwandelte sich seine Neugierde in Schrecken und Grauen, als er die teuflischen Anschläge gegen das Leben des Prinzen und seines Gefolges vernahm, und mit innigem Mitleiden dachte er an das allen diesen bevorstehende, schreckliche Ende. Um nun hauptsächlich Henning's schändliche Absichten zu vereiteln und das bedrohete Leben so vieler Menschen zu retten, um sich aber auch gleichzeitig noch einen guten Botenlohn zu verdienen, — denn er war sehr arm und hatte eine Frau und viele kleine Kinder zu ernähren, — beschloß er, sogleich, ohne sich weiter bei seinem Herrn zu melden, wieder fortzuschleichen, dem Prinzen entgegenzueilen und ihn zu warnen.

Gesagt, gethan; nach einer halben Stunde schon war der Hirte auf dem Wege zum Prinzen. Rüstig schritt er fürbaß auf den ihm wohlbekannten Wegen, durch die stockfinstere Nacht dahin. Mehrere Meilen schon hatte er zurücke gelegt, schon begann der neue Tag zu dämmern, als er glücklich mit dem glänzenden Zuge des Prinzen zusammen traf.

Sofort ließ sich der Hirte zu dem hohen Herrn führen; ehrerbietig zog er seinen Hut und entdeckte nun demselben das ganze gräßliche Vorhaben seines bösen Herrn, des Ritters Henning. Mit sichtlicher Freude und Rührung hörte ihm der Prinz zu. Als der Hirte aber geendet, da schüttelte der Fürst seine Hand, dankte ihm mit vieler Freundlichkeit,

und entließ ihn endlich, reich beschenkt mit Geld und schönen Sachen.

Während der Hirte froh und glücklich wieder wacker heimwärts schritt, seiner Waldung zu, lenkte auch der Prinz sein Pferd und schlug mit seinem ganzen Trosse eine entgegengesetzte Richtung ein.

Früh schon am selbigen Morgen hatte auch Ritter Henning mit seiner auserwählten Reiterschaar die Veste verlassen und sich im Walde auf die Lauer gelegt. Es war Mittag geworden, der erwartete prinzliche Zug aber kam nicht; es wurde Abend, Mitternacht und wieder Morgen, und noch immer nicht war der Erwartete erschienen. Henning schäumte und stampfte vor Wuth. „Hier muß Verrath im Spiele sein!“ schrie er endlich. „Aber wehe dem verdammten Verräther,“ fluchte er weiter, „er soll mir dafür aber auch büßen! Lebendig will ich ihn spießen und braten lassen, und die Hölle selbst soll keine schrecklicheren Qualen erfinden können, als ich sie ersinnen und anwenden will!“ Dann ritt er im höchsten Zorne wieder zurück nach seiner Burg.

Bald erwies es sich denn auch, daß der Prinz wirklich gewarnt worden war und deshalb eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte. Leider aber wurde es auch ebenfalls bald entdeckt, wer der Verräther gewesen sei. Sofort ließ Henning den Unglücklichen greifen und auf seinen Burghof führen. Und der Grausame hielt Wort; trotz alles Flehens um Erbarmen und Gnade wurde der Hirte lebendig gespießt und langsam am Feuer zu Tode gebraten, wobei man zur erhöhten Qual noch seinen Leib fortwährend mit Oel begoß. Als der Bedauerungswürdige mit seinem herzerschütternden Angstgeschrei und Schmerzgewimmer die Lüfte erfüllte, da ließ der Unmensch von Henning des Gemarterten Weib und Kinder kommen, um

Zeuge dieses haarsträubendsten Schauspiels, dieses schrecklichsten aller Schrecken zu sein. Wanden sich diese auch wol händeringend und flehend zu den Füßen des Barbaren, ja bat selbst auch der schon halb verkohlte Hirte noch vom Feuer her mit erstickter Stimme um baldigen Tod und Erlösung von seinen Höllenqualen, so rührte doch das Ungeheuer Henning dies Alles nicht. — Ja selbst einen Stein hätte es erbarmen können, Henning aber nicht! — Teuflisch lachend stand er dabei und weidete sein entmenschtes Herz an dieser Schauerscene; ja oft stieß das gefühllose Scheusal sogar noch mit seinem Fuße nach dem am Feuer Bratenden, oder er stieß und trat damit, unter fürchterlichen Flüchen und Gotteslästerungen, nach dem in wilder Verzweiflung und fast wahnsinnig vor Gram und Schmerz am Boden liegenden Weibe und ihren halbnackten, weinenden Kindern.

Doch wenden wir uns ab mit Schaudern von diesem entsetzlichen Bilde! — Nach dieser furchtbaren Gräuelthat nannte man allgemein den Ritter Henning von Ankershagen gewöhnlich nur noch „Henning Brad'nkierl" — Bratenkerl —, und Alles zitterte schon bei der bloßen Nennung dieses Namens, der auch heute noch in dortiger Gegend sehr wohl bekannt ist.

In Laster und Sünden, von Gott und Menschen verflucht, hauchte endlich Henning seine abscheuliche, schwarze Seele aus. Bald darnach fiel auch seine Burg. Die Kerker wurden geöffnet und die armen Gefangenen in Freiheit gesetzt; die hohen Thürme aber wurden gesprengt, die Mauern niedergerissen und geschleift, die Wälle zerstört, die Gräben verschüttet.

Zur Erinnerung an Henning's Schandthaten ließ man die Scene malen, als der Hirte am Feuer gebraten wird, und sein Weib und seine Kinder, vergeblich für ihn flehend, zu Henning's Füßen liegen, und hing dies Bild in der Kirche

zu Ankershagen auf, wo es auch noch heutigen Tages zu sehen ist.

Trotzdem man auch Henning's Körper in eine tiefe Grube geworfen und diese mit großen Steinen bis oben vollgefüllt hatte, so wuchs doch sein rechtes Bein, womit er ja in unmenschlicher Weise noch nach dem zu Tode gemarterten Hirten und nach dessen Weibe und Kindern gestoßen, immer wieder aus der Erde hervor. So oft man dasselbe auch wieder vergrub, kam es doch immer und immer wieder zum Vorschein. Da nahm, vor etwa hundert Jahren, endlich der damalige Todtengräber von Ankershagen diesen unverweslichen und ruhelosen Fuß, den er schon so oft zuvor auf dem dortigen Kirchhofe mitleidsvoll eingescharrt hatte, trug ihn in die Kirche und vergrub ihn dort mit frommen Gebeten unter dem Altare.

Seit dieser Zeit ist der Fuß nicht wieder zum Vorschein gekommen, und wird er somit denn endlich auch wol verweset sein und Ruhe gefunden haben.

Nach des betreffenden Todtengräbers Aussage ist der von ihm in seinen jüngeren Jahren unter dem Altare der ankershagener Kirche vergrabene Fuß des Ritters Henning zwar schon sehr zusammengetrocknet, aber noch ganz gut erhalten, und, was das Merkwürdigste, noch mit einem grau seidenen Strumpfe bekleidet gewesen. Der alte, fromme Mann hat dies noch als ehrwürdiger Greis mit Silberhaaren oft und vielfach erzählt und stets dabei hoch und theuer versichert, daß Alles wirklich so wahr wäre. Ein Paar Bekannte von mir, aus Ankershagen gebürtig, haben dies in ihrer Kindheit noch selbst öfter aus dem eigenen Munde des damals noch lebenden Alten gehört, und es mir jetzt nun nach Jahren wieder erzählt.

Als man später dort, wo die alte Raubburg Henning's gestanden, wieder einen friedlichen, gutsherrschaftlichen Hof aufbauete, da benutzte man zu dem neuen Herrenhause noch manche alte, stehengebliebenen Mauerreste, wie man sie auch heute noch in demselben vielfach sehen kann, indem sie durch ihre Dicke sogleich auffallen. An einer solchen alten Mauer des Hofhauses befindet sich noch jetzt am zweiten Stockwerke ein alterthümliches, männliches Brustbild, der Sage nach das des Henning's, des früheren Erbauers dieses Gebäudes. Obgleich nun dasselbe schon oftmals angestrichen worden ist, so hat doch dies alte Steinbild nie eine Farbe annehmen wollen, sondern immer seine ursprüngliche rothe behalten. Das soll, sagen die Leute, von dem vielen unschuldigen Blute herkommen, welches Henning vergossen hat, und das nach seinem Tode über ihn gekommen ist!

Vor wenigen Jahren konnte man auch noch einzelne Theile der zerstörten, ehemaligen Wälle erkennen; doch jetzt sind auch diese Reste verschwunden und zu schönen Gartenanlagen oder fruchtbarem Ackerfelde umgewandelt worden.

Der Wartethurm und das befestigte Vorwerk wurde zugleich mit der Burg zerstört. Von demselben ist jetzt nichts mehr vorhanden, als nur der Berg, worauf es gestanden, der noch heute allgemein unter dem Namen „Wohrtsbarg" — Warteberg — bekannt ist.

Wie alle diejenigen Sagen, die sich an irgend einem noch existirenden Gegenstand knüpfen, wovon also noch gewissermaaßen ein redendes Zeugniß vorhanden ist, am längsten erhalten bleiben und auch jetzt sogar noch theilweise in unserer prosaisch-materiellen Zeit weiter fortgepflanzt werden, so scheint

dies auch mit vorstehender Sage der Fall zu sein, indem dieselbe noch immer recht frisch und kräftig in Ankershagen und der nächsten Umgegend fortlebt. Noch heute nämlich erzählen die Alten dort mit großer Genauigkeit ihren aufmerksam zuhörenden Kleinen vom schändlichen Henning Brad'nkierl, und zeigen ihnen dann mit geheimnißvoller Miene die Ueberreste seiner Räuberburg und sein unheimliches, vom Blute rothes Bild daran, wie auch das Gemälde in der Kirche mit dem gemarterten Schweinehirten und seiner um Gnade flehenden Frau und ihren kleinen Kindern. Mit frommem Schaudern hören die Kleinen dann zu, und so oft sie nachher einen der ihnen gezeigten Gegenstände erblicken, erinnern sie sich immer wieder des grausamen Henning Brad'nkierl's und erzählen dann auch wol den fremden Leuten, die nach ihrem Dorfe kommen, und die es noch nicht wußten, von seinen Gräuelthaten, vom armen Schweinehirten, von Henning's blutigem Bilde und seinem aus der Erde gewachsenen Fuße.

Unter der Erde Verborgenes zu Kratzeburg bei Neu-Strelitz.

Ein Bauer des Pfarrdorfes Kratzeburg, dessen Gehöft auf einem kleinen Anberge liegt, fand daselbst einmal beim Graben einer Grube einige Bausteine, die trotz ihres großen Alters doch noch ungemein fest und wohlerhalten waren. Da er nun die Sage wußte, nach welcher — wie wir bereits schon auf Seite 217 gehört haben — von dem eine Stunde von dort entfernten, früheren Raubschlosse zu Ankershagen auch ein unterirdischer Gang nach seinem Dorfe führen soll, so wurde

er aufmerksam und grub neugierig weiter, immer tiefer und tiefer. Bald entdeckte er auch zu seinem großen Erstaunen ein geräumiges, unterirdisches Gemach, aus schönen, großen Steinen erbaut. Wie es ihm schien, mußte dies früher wol eine Art von Pferdestall gewesen sein, denn es befanden sich, außer vielen Knochen, auch noch Stricke, Halfter, Ketten und dergleichen mehr darin.

„Halt!“ dachte der Bauer beim Betrachten der schönen großen Steine, „das paßt dir ja jetzt ganz prächtig zu deinem Baue!“ Derselbe war nämlich gerade dabei, sich auf seinem Hofe ein neues Gebäude aufzubauen, wozu ihm aber noch viele gute Steine fehlten. Als er jetzt nun solche in so großer Masse und von so vorzüglicher Güte vorfand, beschloß er sogleich, sich seinen Bedarf von hier zu holen. An demselben Tage noch begann der Bauer hier Steine auszubrechen, was zwar sehr müh- und langsam ging, was er sich aber dennoch nicht verdrießen ließ; die Steine kosteten ihm ja weiter kein Geld, und deshalb wollte er sich's denn auch gerne schon etwas sauer werden lassen.

Als es aber Nacht geworden war, als Alles im Hause schlief, da wurde unser Bauersmann durch eine Erscheinung geweckt. Ernst und feierlich trat dieselbe an sein Lager und warnte ihn mit dumpfer Stimme, abzulassen von seinem Beginnen; denn wenn er noch fortführe dort aus dem unterirdischen Gemache Steine zu nehmen, so würde ihm das nur großes Unglück bringen, er würde hinführo keine Ruhe mehr haben und Tag und Nacht gequält werden. „Störe nicht wieder unsern Frieden, laß uns in Ruhe!“ sprach der Geist mit erhobener Rechte und verschwand dann wieder.

Der Bauer, wie im Schweiße gebadet und halb todt vor Angst und Schrecken, nahm sich fest vor, sobald es Tag ge-

worden, die ausgebrochenen Steine wieder an ihre alte Stelle zu bringen, die Grube dann wieder zuzuwerfen und nie wieder die da unten Hausenden zu stören. Und was er in der Nacht stille gelobt, er führte es am andern Morgen sofort aus.

Nichts hat sich hiernach wieder hören oder sehen lassen, aber auch Keiner hat's je wieder gewagt, die dort unter der Erde ihr Wesen treibenden Geister zu stören.

Was nun das von dem Bauer in der Erde Entdeckte eigentlich vorgestellt haben mag, ob es ein Theil des alten unterirdischen Ganges zwischen Ankershagen und Kratzeburg war, ob es ein Gewölbe, ein Gefängniß oder dergleichen aus früheren Zeiten gewesen, oder ob es gar, wie der Bauer behauptet, ehemals zu einem Pferdestalle benutzt worden ist, weiß zwar Niemand; Viele aber nehmen das Erstere an, da dies ganz gut mit der alten Sage stimmt, wornach beregter Gang auf dem nahen, sogenannten schweriner Berge*) seinen Ausgangspunkt gehabt haben soll. Auf diesem kleinen Berge lagen noch in neuerer Zeit viele alte Mauertrümmer zerstreut umher, auch sollen sich die Leute dort in früheren Jahren manche schöne Fundamentsteine ausgegraben haben. Jetzt geschieht dies Letztere nicht mehr, und zwar nicht allein nur deshalb, weil dort vielleicht keine solche Steine mehr zu finden sein mögen, sondern auch wol mit aus Furcht vor den Geistern, die dort noch allenthalben unter der Erde herumhausen sollen.

---

*) Dieser kleine Berg, mitten im großherzoglich mecklenburg-strelitzschen Gebiete gelegen, soll zum jetzigen Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin gehören und daher diesen seinen Namen haben.



Diese Geister will nun aber Niemand von den Leuten stören, da es ihnen dann ja auch leicht einmal so ergehen könnte, als damals jenem Bauer, was doch Keiner bei Leibe nicht möchte und deshalb auch möglichst zu verhüten sucht.

Was man von den Hünengräbern bei Mollenstorf unweit Penzlin erzählt.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Die nächste Umgegend von Penzlin ist ziemlich reich an Hünengräbern, Burgwällen, Burggräben und dergleichen. Der Zahn der Zeit und die immer fortschreitende Bodenkultur haben diese Denkmäler längst untergegangener Geschlechter noch nicht zu zerstören vermogt. Zu diesen Monumenten der Vorzeit gehören unter Andern der Grapenwerder bei Penzlin, der Räuberberg zwischen Rahnenfelde und Lapitz; ferner der lapitzer Wall, der Ihsepurt, — ein Hohlweg zwischen Penzlin und Hohenzieritz, um welchen sich mehrere Gräben mit Wällen herumziehen, — im hohenzieritzer Holze ein Wendenkirchhof im Mariengehölze, und endlich zwei mächtige Hünengräber bei Mollenstorf, an der alten Landstraße von Waren nach Penzlin.

In diesen beiden Hünengräbern erblickt der gemeine Mann zwei Raubhöhlen der Wegelagerer aus alten Zeiten, und behauptet, daß in ihnen noch große Schätze verborgen sind, und daß von der einen vermeintlichen Raubhöhle zur andern unter dem Landwege durch ein gemauerter Gang führt.

In dieser Gegend soll es nicht recht geheuer sein. Einst fuhr ein Fuhrmann diese Straße. Es war Abends im Frühjahre; der herabströmende Regen verwandelte den Schnee und mit ihm den Weg in einen weichen Schlamm. Der Wagen war nur leer, aber dennoch hatten die Pferde zu thun, um ihn in dem tiefen Wege aus der Stelle zu schaffen. Als nun das Fuhrwerk ungefähr bei dem obenbezeichneten Orte ankommt, fällt plötzlich das eine Vorderrad ab. Der Fuhrmann steigt ab, findet aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Mutter noch fest auf der Achse sitzt. Wie ist das Rad abgekommen? fragt er sich, und es wird ihm ganz unheimlich zu Muthe. Er sucht aber seinen Schraubschlüssel hervor, bringt den Wagen wieder in Ordnung und fährt weiter.

Kaum haben die Pferde ein Paar Schritte gethan, da liegt schon wieder der Wagen. Dasselbe Rad ist abgegangen, und — die Mutter sitzt fest auf der Achse. Er versucht das Rad so über- und aufzustoßen. Vergebliche Mühe. Er muß die Mutter wieder losschrauben.

Endlich kann er weiter fahren. Doch kaum ziehen die Pferde an, da liegt schon wieder der Wagen und — dasselbe Rad ist ab. Da überläuft es den Mann eiskalt. Er springt vom Wagen, um das Rad wieder aufzuschieben; denn auf offner Landstraße, im tiefsten Schmutze, im Regen und Unwetter kann er doch unmöglich übernachten.

Eben ist er mit dem Wagen in Ordnung, da gewahrt er nicht weit von sich plötzlich ein Licht und im Scheine desselben ein kleines, graues Männchen, das mit seiner heisern Stimme recht höhnisch über ihn lacht.

Nun weiß der arme, geplagte Mann, was passirt. Er betet ein Vaterunser; knallt seinen Pferden mit der Peitsche um die Ohren und jagt nun, so schnell er zu Fuße nur folgen

kam, nach Penzlin zu, wo er denn auch ohne weitern Unfall mit einbrechender Nacht ankommt.

Das Rad ist ihm hernach nie wieder abgegangen.

Siebensteinen oder die in Steine verwandelten sieben Knaben unweit Dambeck, bei Wismar.

Siebensteinen nennen die Leute eine Steingruppe, die sich zwischen den Pfarrdörfern Beidendorf und Dambeck bei Wismar, an der alten Landstraße nach Schwerin, befindet. Die diese Gruppe bildenden sieben großen Steine ragen mehrere Fuß hoch aus der Erde hervor; sechs derselben stehen nahe beisammen, und nur der siebente befindet sich in einer kleinen Entfernung davon.

Die Bewohner der dortigen Gegend wissen über den Ursprung dieser Steine folgende alte Sage:

In uralten Zeiten hüteten hier gewöhnlich mehrere Jungen aus der Nachbarschaft die Pferde ihrer Eltern oder Dienstherren. Da nun aber diese Weide ziemlich weit von ihren verschiedenen Dörfern entfernt war und die Pferde nicht ohne Aufsicht bleiben konnten, so bekamen die Knaben schon immer gleich am Morgen, bei ihrem Aufbruche vom Hause, ihr Essen, in Brod, Käse oder Wurst bestehend, für den ganzen Tag mit. Und wie nun ein altes Sprüchwort sehr richtig sagt: „Jugend hat keine Tugend!“ so ging es auch hier, indem die sich selbst überlassenen Pferdejungen nach Herzenslust mit einander herum tollten und tobten, was nur immer das Zeug halten wollte. Doch so lange sie nicht die Grenzen des Erlaubten überschritten,

waren ihnen ihre tollen Streiche und Spiele schon immer zu verzeihen; denn „Jugend muß austoben!“ — wir Alle sind ja auch Kinder gewesen und wissen's recht gut, wie's in der schönen Jugendzeit oftmals hergeht; — leider aber artete ihre Ausgelassenheit mit der Zeit nur zu sehr aus. Sie vergaßen nämlich nach und nach ganz die im Winter von ihrem Dorfschulmeister erhaltenen guten Lehren und Ermahnungen und fingen zuletzt gar an, sündliche und dem lieben Gott nicht wohlgefällige Spiele zu treiben.

Eines Sonntags, es war gerade unter der Predigt, begannen die muthwilligen Buben wieder ein solches Spiel. Sie wollten's jetzt ebenso machen, wie es die Alten mitunter des Abends in der Dorfschenke thaten, und auch einmal Kegel spielen.

In Ermangelung von passendem Material hatten die argen Jungen von ihrem mitbekommenen Käse und Brode genommen und sich daraus Kugel und Kegel geformt. Noch nicht lange aber spielten sie damit, da gesellte sich plötzlich ein fremder Mann zu ihnen, der sie mit ernsten Worten ermahnte, abzulassen vom gottlosen Spiele und nicht länger Mißbrauch zu treiben mit Gottes Gaben. Aber die Knaben achteten seiner Mahnung nicht, sie verspotteten ihn sogar noch obendrein und setzten ruhig ihr Kegelspiel fort. Nur auf einen der sieben Kinder hatte des Mannes Rede Eindruck gemacht; stille war derselbe auf die Seite getreten und spielte nicht weiter mit.

Noch einmal wendete sich der Fremde an die Jungen, noch einmal warnte und ermahnte er sie auf das Eindringlichste; er sagte ihnen, der liebe Gott werde es nicht länger dulden, daß sie also Seine gütigen Gaben mißbrauchten, Er würde Sich schrecklich rächen, wenn sie nicht sofort innehielten. Aber umsonst; die gottvergessenen Buben spotteten seiner nur noch

ärger wie zuvor, ja sie droheten zuletzt gar, ihn mit der aus Brod geformten Kugel zu werfen, wenn er sich jetzt nicht packe und sie in Ruhe lasse.

Da nahete sich der fremde Mann mit trauriger Miene dem folgsamen Knaben und gebot ihm, sich sogleich von hier zu entfernen, sich aber ja nicht weiter nach seinen Genossen umzusehen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Derselbe gehorchte und ging; doch als er sich ein Paar Schritte entfernt, trieb ihn seine Neugierde zu erfahren, was wol mit den übrigen Knaben geschehe. Eingedenk der Worte des Fremden, sich nicht umzusehen, bückte er sich vorüber und sah zwischen seinen Füßen hindurch, aber in demselben Augenblick war er auch schon, gleich den übrigen sechs Kindern, in einen Stein verwandelt.

Wie schon zu Anfang gesagt, kann man noch jetzt alle diese sieben Steine auf ihrer alten Stelle unweit des Pfarrdorfes Dambeck bei Wismar sehen. Während sechs derselben aufrecht dastehen, ist der siebente, ein wenig davon entfernte, etwas vorübergebeugt; jene sollen nun die sechs ungehorsamen, dieser aber der neugierige, sich durch die Beine umschauende Knabe sein.

Obgleich man schon öfter die Absicht gehabt haben soll, diese Steine zu sprengen, und sie dann zu Bauten zu verwenden, so hat man sie doch immer wieder ruhig stehen lassen; denn allemal, wenn ein Hammer darauf gesetzt worden, sollen sich sofort Blutspuren auf den Steinen gezeigt haben. Die Leute erkennen hierin Gottes Fingerzeig und glauben und sagen nun: der Allmächtige wolle nicht, daß diese Denkmäler zerstört würden, sondern daß dieselben ewig zum warnenden Beispiel erhalten bleiben sollen.

Eine Riesenfussspur auf dem Steindamme zwischen Röbel und der melzer Mühle.

Unter „der Steindamm“ versteht man in Röbel und Umgegend allgemein eine Strecke der von dieser Stadt nach dem Flecken Mirow führenden Landstraße. Da, wo dieselbe nämlich, zwischen Röbel und der melzer Mühle, eine kurze Moorfläche durchschneidet, ist der Weg wegen des weichen Unterbodens mit einem Steinpflaster versehen, weil er hier sonst nicht in der nassen Jahreszeit von Vieh und Wagen zu passiren sein würde. Ist also einmal in Röbel „vom Steindamme“ die Rede, so weiß jeder Einheimische gleich Bescheid, was damit gemeint ist.

Unter den ehemaligen großen Mittelsteinen dieses Dammes befindet sich einer, auf welchem die Spur eines riesigen, nackten Fußes ausgeprägt ist. Einer alten Sage nach rührt diese Fußspur auch wirklich von einem Riesen her.

Als es nämlich in alten Zeiten noch Riesen gab, soll ein solcher eines schönen Tages auf seinen Reisen auch hierher gekommen sein. Wie wir es gewiß Alle oftmals in unserer Jugend gehört haben, nehmen die Riesen mit ihren langen Beinen immer einen bedeutenden Schritt, ja mitunter soll ein Schritt von ihnen schon an sieben Meilen betragen haben, wenn sie, wie uns ein altes, bekanntes Mährchen erzählt, ihre Siebenmeilenstiefeln anhatten. So große Schritte mag nun aber dieser Riese grade wol nicht genommen haben, soviel soll aber gewiß sein, daß seine Schritte auch nicht ganz klein waren. Als er nun diese Gegend quer durchwanderte und vor

dieser zwar nur der Länge nach schmalen, aber desto breiteren Moorfläche angelangt war, machte er einen Augenblick Halt und sah sich nach einem festen Punkte in derselben um; denn sie mit einem Male in ihrer ganzen Breite zu überschreiten, war ihm doch etwas zu weit und zu gewagt, er hätte ja leicht stecken bleiben und versinken können. Da gewahrte er denn den Steindamm. Er setzte also an, berührte mit dem einen Beine die Mitte des Dammes und schwang sich glücklich hinüber, in zwei Schritten über die ganze Breite der moorigen Gegend.

Aber die Erschütterung und das Gewicht seines Körpers war so groß gewesen, daß sich sein nackter Fuß tief in den betretenen Stein eingedrückt hatte. Und so ist denn nun diese schon vielfach bewunderte und angestaunte Riesenfußspur entstanden.

Noch heute kann man den Stein mit der Fußspur auf dem Steindamme zwischen Röbel und der melzer Mühle sehen. Zwar liegt er nicht mehr auf seiner alten Stelle, in der Mitte des Dammes, sondern jetzt, seitdem derselbe vor etwa zehn Jahren umgelegt worden ist, etwas zur Seite des Weges. Wol Jedermann, der in Röbel den „Steindamm" kennt, hat auch den dort befindlichen Stein mit der Riesenfußspur gesehen, und weiß auch die Sage, wovon dieser merkwürdige Eindruck entstanden sein soll.



Eine Riesenfussspur auf dem Steindamme zwischen Röbel und der melzer Mühle.

Unter „der Steindamm" versteht man in Röbel und Umgegend allgemein eine Strecke der von dieser Stadt nach dem Flecken Mirow führenden Landstraße. Da, wo dieselbe nämlich, zwischen Röbel und der melzer Mühle, eine kurze Moorfläche durchschneidet, ist der Weg wegen des weichen Unterbodens mit einem Steinpflaster versehen, weil er hier sonst nicht in der nassen Jahreszeit von Vieh und Wagen zu passiren sein würde. Ist also einmal in Röbel „vom Steindamme" die Rede, so weiß jeder Einheimische gleich Bescheid, was damit gemeint ist.

Unter den ehemaligen großen Mittelsteinen dieses Dammes befindet sich einer, auf welchem die Spur eines riesigen, nackten Fußes ausgeprägt ist. Einer alten Sage nach rührt diese Fußspur auch wirklich von einem Riesen her.

Als es nämlich in alten Zeiten noch Riesen gab, soll ein solcher eines schönen Tages auf seinen Reisen auch hierher gekommen sein. Wie wir es gewiß Alle oftmals in unserer Jugend gehört haben, nehmen die Riesen mit ihren langen Beinen immer einen bedeutenden Schritt, ja mitunter soll ein Schritt von ihnen schon an sieben Meilen betragen haben, wenn sie, wie uns ein altes, bekanntes Mährchen erzählt, ihre Siebenmeilenstiefeln anhatten. So große Schritte mag nun aber dieser Riese grade wol nicht genommen haben, soviel soll aber gewiß sein, daß seine Schritte auch nicht ganz klein waren. Als er nun diese Gegend quer durchwanderte und vor

dieser zwar nur der Länge nach schmalen, aber desto breiteren Moorfläche angelangt war, machte er einen Augenblick Halt und sah sich nach einem festen Punkte in derselben um; denn sie mit einem Male in ihrer ganzen Breite zu überschreiten, war ihm doch etwas zu weit und zu gewagt, er hätte ja leicht stecken bleiben und versinken können. Da gewahrte er denn den Steindamm. Er setzte also an, berührte mit dem einen Beine die Mitte des Dammes und schwang sich glücklich hinüber, in zwei Schritten über die ganze Breite der moorigen Gegend.

Aber die Erschütterung und das Gewicht seines Körpers war so groß gewesen, daß sich sein nackter Fuß tief in den betretenen Stein eingedrückt hatte. Und so ist denn nun diese schon vielfach bewunderte und angestaunte Riesenfußspur entstanden.

Noch heute kann man den Stein mit der Fußspur auf dem Steindamme zwischen Röbel und der melzer Mühle sehen. Zwar liegt er nicht mehr auf seiner alten Stelle, in der Mitte des Dammes, sondern jetzt, seitdem derselbe vor etwa zehn Jahren umgelegt worden ist, etwas zur Seite des Weges. Wol Jedermann, der in Röbel den „Steindamm“ kennt, hat auch den dort befindlichen Stein mit der Riesenfußspur gesehen, und weiß auch die Sage, wovon dieser merkwürdige Eindruck entstanden sein soll.



Druck von L. Schnauß in Leipzig.



